Der Schatten von Ashlydyat.

Fünfter Band.

Der Schatten von Ashlydyat.

Roman

von

Frau Henry Wood,

Verfasserin von „East Lynne", „Die Channings" ꝛc.

Aus dem Englischen

von

A. Kretzschmar.

Autorisirte Ausgabe.

Fünfter Band.

Lindauersche Bibliothek.

Leipzig,

Voigt & Günther.

1864.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Thomas Godolphin saß in dem Sprechzimmer der Bank und hielt den ersten Anprall aus. Trotz der geistigen und körperlichen Qualen, die er litt, that er, was eigentlich Georg's Pflicht gewesen wäre, und bot allem Ungemach — Murren, Fragen und Vorwürfen — die Stirn.

Jetzt war alles bekannt und zwar nicht allein ihm. Hätte er die furchtbaren Thatsachen in seiner Brust verschließen, hätte er den Ruf seines Bruders noch retten können, so würde er es gethan haben.

Aber dies war unmöglich. Dadurch, daß die Sache ihm bekannt ward, war sie auch Andern bekannt geworden. Die Entdeckung ward von ihm und einigen Geschäftsleuten gemeinschaftlich gemacht, als er an jenem Sonnabend Nachmittag in London war.

Die lange fortgesetzte Betrügerei, welche Georg Godolphin verübt, kam an den Tag. Die Bücher waren gefälscht, die Rechnungen falsch abgeschlossen, gute Papiere gegen schlechte vertauscht, die Saldi unrichtig vorgetragen.

Hätte Thomas Godolphin weniger blindlings auf

Georg's Ehre und Rechtschaffenheit vertraut, so hätte der Betrug nicht so systematisch durchgeführt werden können.

Georg Godolphin war der vollziehende Chef der Bank, und Thomas hatte in seinem vollkommenen Vertrauen, und um sich bei seinem schwächlichen Gesundheitszustand selbst eine kleine Erleichterung zu gewähren, fast alles Georg's Händen überlassen.

Wie konnte er aber dies thun? fragten die Leute jetzt. Vielleicht richtete Thomas Godolphin's Gewissen jetzt dieselbe Frage an ihn. Warum aber sollte er ihm nicht alles überlassen, da er ja unbedingtes Vertrauen in ihn setzte?

Ganz gewiß konnte Niemand, der unbefangen urtheilte, sagen, Thomas habe sich einer Unklugheit schuldig gemacht. Georg war, was Tüchtigkeit und Geübtheit betraf, dem ihm anvertrauten Posten vollständig gewachsen, und es konnte sicherlich nichts darauf ankommen, welcher von den Brüdern, die ja gleiche Geschäftstheilhaber und beide Chefs der Firma waren, die praktische Leitung der Geschäfte in den Händen hatte.

Dies stand außer allem Zweifel, aber dennoch überhäufte man jetzt Thomas Godolphin mit Tadel und Vorwürfen.

Fallissements dieser Art, bei welchem der Betrug eine Rolle gespielt, sind schon oft dagewesen, und wir brauchen, wenn wir Beispiele davon zu lesen wünschen, nur einen Blick in die Archive unserer Insolvenz-, Civil- und Criminalgerichtshöfe zu werfen. Wollten wir genau erzählen, auf welche Weise es Georg Godolphin gelungen war, seine systematische Betrügerei durchzuführen und das Mißtrauen der Welt im Allgemeinen sowie die Wachsamkeit seines

eigenen Hauses zu täuschen, so würden wir blos wieder berichten, was so oft schon in den öffentlichen Blättern und zwar besser erzählt worden ist, als es von uns geschehen könnte.

Wir haben es hier mehr mit der, wir möchten sagen, häuslichen Phase dieser Tragödien zu thun, mit der dadurch herbeigeführten Störung und Vernichtung des Familienglücks. Die öffentliche Seite dieser Vorgänge kennt die Welt zuweilen nur zu genau; was aber weiß sie wohl von der Seite, die hinter dem Vorhange verborgen ist, von der, wenn man so sagen darf, innern Erscheinung?

Wir kannten einmal — es sind jetzt schon Jahre her — einen Mann, welcher stiller Theilhaber eines Bankgeschäfts in einer Provinzialstadt war. Diese Bank fallirte. Sie fallirte in Folge einer lange fortgesetzten Betrügerei eines andern Theilnehmers, der es gerade so gemacht hatte wie Georg Godolphin. Jener ersterwähnte Mann ward als für die Verluste verantwortlich betrachtet — so entschieden die Gläubiger und Andere, denn der eigentliche Thäter war dem Bereich ihrer Macht entschwunden. Man überhäufte den erstern mit allen möglichen Schimpfnamen; man nannte ihn einen Schurken, einen Betrüger, einen Schwindler, während er doch im Grunde genommen vollkommen unschuldig war und von dem Treiben seines Compagnons keine Ahnung gehabt hatte. Er gab alles hin, was er hatte — sein eigentliches Vermögen war schon verloren — und ging den Schmähenden eine Weile aus dem Wege, bis die Sache einigermaßen wieder ausgeglichen oder in Vergessenheit gerathen, vielleicht auch der Thäter ergriffen sein würde. Nach kurzer Zeit ward er krank, und

man rief einen Arzt herbei. Nach abermals kurzer Zeit war er todt, und die Aerzte erklärten, seine Krankheit sei durch Kummer herbeigeführt worden, er sei mit einem Wort am gebrochenen Herzen gestorben. Und doch war er ein guter Gatte, ein guter Vater, ein guter Nachbar, ein biederer, redlicher Mensch; diejenigen, welche ihn besser hätten kennen sollen, beurtheilten ihn falsch, und dies war der Grund seines Todes.

Wir möchten wissen, was der eigentliche Betrüger fühlte, als er von dem Tode des unschuldigen Opfers, das noch obendrein ein Verwandter von ihm war, hörte. Dergleichen Fälle ereignen sich in der Welt gar nicht so selten.

Es schien keinem Zweifel zu unterliegen, daß Georg Godolphin's pecuniäre Verlegenheiten schon seit mehreren Jahren begonnen hatten. Es war mehr als wahrscheinlich, daß das Geld, welches er während jenes kurzen Aufenthalts in Homburg von Verrall geborgt, der Vorläufer dieser Verwickelungen gewesen war.

Sobald er sich einmal in den Händen dieses gewandten Wucherers befand, der sich von der Thorheit und den Lastern Anderer mästete, war sein wenn auch langsamer Untergang als sicher zu betrachten.

Hätte er nur ein wenig mehr Scharfblick besessen, so wäre es nie so weit mit ihm gekommen. Hätte er in Verrall gleich von Anfang an den gemeinen, gewissenlosen Gauner erkannt, der fortwährend auf Beute lauerte, so würde er sich mit Verachtung von ihm abgewendet haben.

Georg Godolphin war nicht zum Betrüger geboren. Er war von Haus aus ein ehrlicher, freimüthiger Mensch; sobald er sich aber einmal in Verrall's Klauen befand, ver-

mochte er ebenso wenig wieder daraus zu entrinnen als die unglücklichen Fliegen, welche an das, um sie zu fangen, aufgesteckte glänzende Papier anprallen und kleben bleiben.

Schritt für Schritt, allmälig und fast unbemerkbar, sah Georg sich umstrickt und gefangen. Als er aus seiner Verblendung erwachte, sah er ein, daß er weder rückwärts noch vorwärts konnte. Er konnte sich nicht herauswickeln; er konnte seine Lage nicht bekannt werden lassen, ohne sich zu compromittiren. Verrall oder dessen Agenten, die, obschon nicht offen, in Uebereinstimmung mit diesem handelten, schnitten ihm die Mittel ab und er sah sich nach allen Seiten hin gehemmt.

Nun begann er die Betrügereien im eigenen Geschäft zu verüben, da er nur die Wahl zwischen diesen und öffentlicher Bloßstellung hatte; denn die von ihm eingegangenen Verbindlichkeiten waren so bedeutend, daß, wenn die Sache aufs Aeußerste getrieben worden wäre, die Bank schon damals ihre Zahlungen hätte einstellen müssen und Thomas ebenso ins Verderben hineingerissen worden wäre wie sein Bruder.

Georg's sanguinisches Temperament ließ ihn fortwährend hoffen, daß irgend ein glücklicher Wurf alle Verluste ausgleichen und alles wieder ins rechte Gleis bringen würde. Verrall bestärkte ihn in dieser Hoffnung mit macchiavellistischer Schlauheit und wußte sich dabei auf Georg's Kosten die Taschen zu füllen.

Daß Verrall der Versucher und Georg der Betrogene gewesen, dies war denen, welche einen Blick hinter die Coulissen geworfen, so klar wie die Sonne am Mittag. Unglücklicherweise aber war die Zahl derer, die diesen Blick

hinter die Coulissen geworfen, sehr gering und Verrall und Compagnie stand vor der Welt immer noch aufrecht da.

Das Merkwürdigste bei der Sache war, auf welche Weise das Geld verthan worden. Diese Frage wird in dergleichen Fällen sehr oft aufgeworfen, aber selten auf genügende Weise gelöst. Die fehlende Summe war eine ungeheure, aber kein Mensch wußte, wofür sie ausgegeben worden.

Georg Godolphin hatte allerdings einen großartigen Haushalt geführt, er war stets verschwenderisch mit dem Gelde umgegangen, aber wenn man dies auch alles berechnete, so kam immer noch nicht die Hälfte, ja kaum das Viertel des Deficits heraus. Selbst Georg würde, und wenn er hätte sterben sollen, nicht im Stande gewesen sein, zu sagen, wofür und auf welchem Wege das Geld ausgegeben worden. Als die Gesammtsumme ihm ins Gesicht stierte, betrachtete er sie mit erschrockenem Blick, denn er hatte nichts dafür aufzuweisen. Das Geld war gleichsam zerronnen, ohne daß er wußte wie.

Natürlich hatten die Wucherer den größten Theil davon bekommen. Sobald er einmal bei diesen angefangen hatte, zu discontiren, ging es wie mit jenen Hufnägeln, von welchen jeder folgende das Doppelte des vorhergegangenen kostete.

Als Georg's eigene Mittel erschöpft waren, griff er das Vermögen der Bank an und begann nun jene Reihe systematischer Fälschungen der Bücher, um die von ihm herbeigeführten Defecte zu maskiren. Als er auch auf diesem Wege so zu sagen am Ziele angelangt war und diese Betrügereien ohne Gefahr der Entdeckung nicht länger

fortsetzen konnte, während er doch immer noch Geld und zwar viel Geld brauchte, rieth Verrall ihm zu einem Auskunftsmittel, gegen welches Georg's angeborener ehrlicher Sinn sich anfangs empörte, wovon er aber doch zuletzt Gebrauch machte, indem er Lord Averil's Werthpapiere stahl.

Hätte die Bank nicht so plötzlich ihre Zahlungen einstellen müssen, so würde er auch noch andere bei derselben deponirte Urkunden auf dieselbe Weise für seine Zwecke verwendet haben, denn die Bahn des Bösen führt abwärts; es gibt keinen Stillstand auf derselben, und die einzige Sicherheit vor dem Verderben, in welches sie die Menschen stürzt, ist, sie niemals zu betreten, sondern gleich der ersten Versuchung zu widerstehen.

Seltsamerweise vermochte Georg Godolphin nicht einzusehen, ein wie großer Schurke sein angeblicher Freund Verrall war. Und dennoch dürfen wir es nicht seltsam nennen, denn dergleichen Fälle kommen in der Welt ziemlich häufig vor.

Verrall's Umgang war ein durchaus nicht unangenehmer, Mistreß Verrall war eine sehr hübsche Frau und Charlotte hatte auch ihre Reize. Die Spitze des Dolchs muß nur auf geschmackvolle Weise mit Blumen verziert sein, dann stürzen sich die Menschen blindlings hinein.

Thomas Godolphin saß über seine Geschäftsbücher gebückt und erwog die schwere Frage, wo das viele Geld hin sei?

Bis diesen Augenblick, bis diesen Morgen, wo er die Bücher vor sich hatte und seine Gedanken sich gezwungen sahen, in die praktischen Einzelheiten des Geschäfts ein=

zugehen, hatte er eine andere, ebenfalls schwere Frage erwogen, nämlich die: Wo war Georg's Rechtschaffenheit hin? Was war aus seinem Stolz auf seinen ehrlichen Namen, auf die Ehre der Godolphins geworden?

Vom Sonnabend Nachmittag an, wo die furchtbare Wahrheit an den Tag kam, hatte Thomas fast an nichts weiter gedacht. Dieser Gedanke begleitete ihn während des ganzen Sonntags in London und während der Rückreise in der folgenden Nacht nach Priors Ash.

Sein Gesundheitszustand war von der Art, daß es für ihn besser gewesen wäre, wenn er sich zu Bett gelegt hätte, anstatt diese Reise zu machen, aber er mußte den erbitterten Gläubigern, vor welchen Georg die Flucht ergriffen, Stand halten.

Und dies that er jetzt. Seit neun Uhr waren die Leute mit ihren Vorwürfen gekommen, und Thomas hörte sie geduldig an und beantwortete sie, so gut er konnte.

Der Ton seiner Stimme war leise und verrieth ein niedergebeugtes, zum Tode verwundetes Herz. Hätte er diese Leute, die durch seinen Bruder so zu Schaden gekommen, mit seinem Herzblut bezahlen können, so würde er es mit Freuden gethan und sein Leben geopfert haben.

„Es ist offenbarer Betrug, dies sage ich Ihnen ins Gesicht. Ich komme hierher, bringe zweitausend Pfund und sage zu Mr. Georg Godolphin: »Wird das Geld bei Ihnen auch sicher sein?« »Ja«, antwortet er mir, »es ist sicher bei uns.« Und nun hat die Bank ihre Zahlungen eingestellt und ich frage: Wo ist mein Geld?"

So sprach Barnaby, der Getreidehändler. Was sollte Thomas Godolphin ihm antworten?

„Vorigen Sonnabend sagten Sie, heute würde die Bank wieder geöffnet und Jeder, der eine Forderung an sie hätte, vollständig befriedigt werden.“

„Ich sagte Ihnen, was ich selbst glaubte“, entgegnete Thomas Godolphin ruhig. „Glauben Sie mir, Mr. Barnaby, dieser Schlag hat Sie nicht unerwarteter getroffen als mich.“

„Nun, Sir, ich kenne die Art und Weise Ihrer Geschäftsführung weiter nicht, aber ich würde mich schämen, wenn die meinige von der Art wäre, daß mich plötzlich das Verderben ereilen könnte, ohne daß ich vorher etwas davon gewußt hätte.“

Was sollte Thomas Godolphin antworten? fragen wir auch hier wieder. Edelgesinnt bis ans Ende, konnte er sich nicht entschließen, zu sagen: „Mein Bruder hat uns beide betrogen.“

„Wenn ich finde, daß dieses Unglück durch Fürsorge oder Vorsicht von meiner Seite hätte abgewendet werden können, Mr. Barnaby, so werde ich die Reue darüber mit ins Grab nehmen“, entgegnete er.

„Wieviel Procent werden denn herauskommen?“ fragte der Getreidehändler wieder.

„Das kann ich Ihnen noch nicht sagen, Mr. Barnaby. Wir müssen doch erst Zeit haben, die Bücher durchzugehen.“

„Wo ist denn Ihr Herr Bruder?“ hob Mr. Barnaby wieder an, und es war dies eine sehr natürliche Frage. „Mr. Hurde sagt, er sei fort, aber dies finde ich unter den obwaltenden Umständen sehr sonderbar. Ich möchte ihm gern einige Fragen vorlegen.“

„Er ist in London“, entgegnete Thomas Godolphin.

„Aber was will er denn jetzt in London? Und wann kommt er zurück?"

Dergleichen Fragen mußte Thomas an diesem Tage sich noch sehr viele vorlegen lassen. Er sagte nicht: »Mein Bruder ist fort und wir wissen nicht wohin, oder, offen gestanden, er hat die Flucht ergriffen.« Er lieh vielmehr der in seiner eigenen Brust noch lebenden schwachen Hoffnung Worte und sagte, wahrscheinlich werde sein Bruder noch vor Ablauf des Tages nach Priors Ash zurückkehren.

Mr. Hurde, welcher gemeinschaftlich mit einigen andern Comptoiristen mit Durchsicht der zu seinem Departement gehörigen Geschäftsbücher beschäftigt war, trat mit der Feder hinter dem Ohr in das Kabinet seines Chefs, um ihn etwas zu fragen, und Mr. Barnaby, welcher sah, daß sein längeres Verweilen auch nichts nützen könne, entfernte sich wieder.

Die Frist, welche Thomas Godolphin dadurch gewann, war nur eine kurze, denn es dauerte nicht lange, so trat Mr. Hastings ein.

„Was soll denn aus mir werden?" fragte er, nachdem er kurz gegrüßt, in seiner klaren, entschiedenen Weise. „Wie soll ich meinen Mündeln, den Chisholms, dieses Geld ersetzen?"

Thomas Godolphin wußte auch ihm keine genügende Antwort zu geben. Er vermißte die freundliche Hand, welche der Rector ihm bis jetzt allemal zum Gruße gereicht.

Mr. Hastings setzte sich nicht, sondern blieb mit finsterer, strenger Miene vor dem Tische stehen.

„Georg ist fort, wie ich höre", sagte er.

„Ja, er ist nach London gereist, wenigstens hat Mary mir dies gesagt", entgegnete Thomas Godolphin.

„Ich frage Sie, Mr. Godolphin", fuhr der Rector fort, „wollen Sie mir ins Gesicht sagen, daß Sie von dieser Katastrophe keine Ahnung gehabt, daß dieselbe für Sie ganz unerwartet eingetreten ist?"

„Ja, dies kann ich sagen. Ich hatte durchaus keine Ahnung davon. Niemand kann dadurch in höherem Grade überrascht worden sein als ich. Noch jetzt treten zuweilen Augenblicke ein, in welchen ich nicht glauben kann, daß alles wahr sei."

„Aber wie konnten Sie in so vertrautem, alltäglichem Umgange mit Ihrem Bruder leben, ohne zu sehen, daß er im Grunde nichts weiter ist als ein Schwindler und Betrüger?" fragte der Rector in seinem härtesten und schroffsten Tone.

„Ich habe nichts gewußt und nichts geahnt", entgegnete Thomas ruhig.

„Aber wie konnte er sich unterstehen, von mir an jenem Abend Geld anzunehmen, während er doch wußte, daß er am Rande des Abgrundes stand?" fragte Mr. Hastings. „Er nahm mir das Geld ab; er hat es gar nicht in die Bücher eingetragen, sondern ohne Zweifel zu seinen eigenen schändlichen Zwecken verwendet. Als mir kurz darauf das Gerücht zu Ohren kam, daß es mit der Bank nicht ganz richtig stände, begab ich mich hierher zu ihm. Ich erklärte ihm offen, was ich gehört, und bat ihn als Verwandter und Freund, mir das Geld zurückzugeben. Gab er es mir wieder? Nein; seine Antwort war eine erlogene plausible Versicherung, daß das Geld ebenso sicher sei wie die Bank.

Wie soll man dies nennen? Nicht anders als niederträchtige Betrügerei. In früherer Zeit ist Mancher gehängt worden, der seine Nebenmenschen noch lange nicht um so viel betrogen oder bestohlen hatte, Mr. Godolphin."

Thomas Godolphin mußte diese Bemerkung als richtig anerkennen.

„Neuntausend und fünfundvierzig Pfund!" fuhr der Rector fort. „Wie soll ich eine solche Summe ersetzen? Wo soll ich nur das Geld auftreiben, welches nöthig ist, um die Kosten für die Erziehung der Chisholm'schen Kinder zu bestreiten? Der Vater derselben vertraute sie und ihr Geld mir an und wie habe ich seinem Vertrauen entsprochen?"

Jedes Wort, welches er sprach, war für Thomas Godolphin's Herz ein Dolchstoß. Er konnte blos still dasitzen und alles über sich ergehen lassen. Hätte die Krankheit, welche ihn langsam dem Grabe entgegenführte, sich auch nie zuvor gezeigt, so wäre doch diese Zeit der Angst und Unruhe, welche jetzt begann, hinreichend gewesen, sie zu entwickeln.

„Wenn ich finde, daß Mary darum gewußt, daß sie mit ihrem Gatten im Bunde gestanden hat, um diesen Betrug an mir zu verüben, so erkenne ich sie nicht mehr als meine Tochter an", sagte der entrüstete Rector. „Es war ein Unglückstag, als ich meine Einwilligung zu ihrer Vermählung mit Georg Godolphin gab. Ich sah es gleich von vorn herein nicht gern, daß sie sich mit ihm einließ. Es war, als ob ein geheimer Instinkt mich vor ihm warnte."

„Ich bin überzeugt, daß Mary nichts gewußt hat", sagte Thomas Godolphin. „Sie —"

Er schwieg. Zornige Stimmen ließen sich draußen vernehmen. Gleich darauf ward heftig die Thüre aufgerissen, und eine Menge Leute drängten sich mit lautem Geschrei herein, um, da Georg nicht da war, Thomas Godolphin mit Schmähungen zu überhäufen. Es stand außer allem Zweifel, daß dieser Tag die ohnehin kurze Spanne seines noch übrigen Lebens um mehrere Wochen verkürzen würde. Könnte das Herz des Menschen auf einmal brechen, so wäre das unseres armen Freundes jetzt gebrochen.

Keiner von allen, die ihn auf diese Weise bestürmten, schien zu bedenken, daß Thomas Godolphin mehr litt als irgend einer von ihnen. Sie hatten einen größern oder geringern Theil ihres Vermögens verloren, er dagegen alles, was er hatte. Mit einem Schlage sah er, der an einer unheilbaren Krankheit litt, sich seines Herdes und seines Vermögens beraubt. Hätten diese Leute sich alles richtig überlegt, so würden sie gefunden haben, daß Thomas Godolphin mehr bemitleidet als geschmäht zu werden verdiente.

Aber von Ueberlegung war, wie dies in solchen Fällen in der Regel zu geschehen pflegt, nicht die Rede.

Nachdem der Rector von Allerseelen sich ausgesprochen, verließ er Thomas Godolphin's Arbeitskabinet. Er lenkte seine Schritte nach dem Speisezimmer, pochte mit dem Stock derb an die Thür und trat dann ein.

Mary sprang auf und eilte ihm entgegen. Das Pochen hatte sie erschreckt, denn sie glaubte, es seien die ungebetenen Gäste, von welchen Mistreß Charlotte gesprochen.

„Wo ist Dein Mann?“ fragte der Rector.

„Der ist in London, Papa“, antwortete sie, während

ihr bei dem strengen Tone und dem kurzen, unfreundlichen Gruß ihres Vaters der Muth entsank.

„Wann wird er wiederkommen?"

„Das weiß ich nicht. Er sagte mir, als er fortging, nichts Bestimmtes, sondern blos, daß er nicht lange ausbleiben würde. Willst Du Dich nicht setzen, Papa?"

„Nein. Als ich an jenem Abende das Geld, die neuntausend und fünfundvierzig Pfund brachte", fuhr er fort, indem er sie an der Schulter berührte, um ihre volle Aufmerksamkeit zu beanspruchen, „konntest Du mir damals nicht sagen oder andeuten, daß dieses Geld in meinem eigenen Hause sicherer sein würde als hier?"

Mary zitterte vor Angst. Sie konnte dies nicht ertragen, daß ihr Vater in diesem strengen, unfreundlichen Tone zu ihr sprach.

„Papa", stammelte sie, „ich konnte Dir nichts sagen. Ich wußte nichts."

„Willst Du vielleicht behaupten, Du hättest von dem Stand der Angelegenheiten Deines Mannes, von diesem drohenden Ruin nichts gewußt?"

„Nein, ich wußte nichts davon", antwortete sie. „Bis zu dem Augenblicke, wo am Sonnabend die Bank geschlossen ward, hatte ich keine Ahnung davon, daß nicht alles gut stände. Nie ist mir in dieser Beziehung auch nur der leiseste Argwohn beigegangen."

„Aber Du hättest es wohl ahnen können, Mary," bemerkte der Rector. „Das Gerücht behauptet, Ihr wäret für Eure persönlichen Bedürfnisse, Hauswirthschaftsgegenstände und dergleichen eine Menge Geld schuldig."

„Ja, ich fürchte selbst, daß wir viel derartige Schulden

haben", antwortete Mary. „Georg hat mir in der letzten Zeit nicht mehr, wie früher, das zur regelmäßigen Bezahlung der Rechnungen nöthige Geld gegeben."

„Und auch dies öffnete Dir die Augen noch nicht?" fragte der Rector.

„Nein", stammelte Mary. „Nie habe ich auch nur daran gedacht, daß nicht alles gut stehen könne."

Sie sprach schüchtern und sanft, gerade wie Thomas Godolphin gesprochen hatte. Der Rector sah ihr bleiches, betrübtes Antlitz, und vielleicht erwachte in ihm ein Gefühl des Mitleids mit ihr, wie groß seine Erbitterung gegen ihren Gatten auch sein mochte.

„Ja, es ist ein furchtbarer Schlag für uns alle", sagte er in etwas freundlicherem Tone, während er sich herumdrehte um fortzugehen.

„Willst Du Dich nicht niedersetzen, Papa?"

„Ich habe jetzt keine Zeit. Leb wohl, Mary."

Als er hinaustrat, erblickte er die alte Bond, welche blos auf sein Herauskommen gewartet hatte, um sich dann selbst hinein zu begeben. Ihr Gesicht war roth und in ihrer Nähe ein Duft zu bemerken, der nicht von reinem Wasser herrührte. Ihr schwarzbraunes, mit Schnupftabak besäetes Kleid machte einen tiefen Knix, als der Rector bei ihr vorüberging. Er sprach nicht mit ihr, denn die sein Herz bedrückende Sorge war zu groß, als daß er äußern Dingen sonderliche Aufmerksamkeit zu schenken vermocht hätte, selbst wenn sie sich ihm in der anziehenden Gestalt der liebenswürdigen Mistreß Bond darboten.

Zweites Kapitel.

Mary begrub ihr Antlitz in den Kissen des Sophas, auf welches sie niedergesunken, nachdem ihr Vater sich entfernt, und überließ sich rückhaltslos dem Schmerz, den seine Worte in ihr erweckt, als sie plötzlich bemerkte, daß sie nicht allein war.

Ein Ton, welcher halb einem Grunzen, halb einem Schluchzen glich und von der Thür herkam, rüttelte sie sie auf.

Sie erblickte eine Frau in einem zerknitterten Hut und einem alten, früher einmal schwarz gewesenen, verschossenen Kleid, mit einem rothen Gesicht und stark nach Spirituosen duftend.

Mary erhob sich von dem Sopha, obschon es ihr zu Muthe ward, als müßte sie sterben. Was sollte sie zu dieser Frau sagen? Wie sollte sie sich entschuldigen, daß sie ihr das bewußte Geld auch jetzt noch nicht geben konnte?

„Guten Morgen, Mistreß Bond", sagte sie.

Die alte Bond näherte sich einige Schritte und hielt sich dabei an den Tisch an. Nicht als ob sie nicht mehr im Stande gewesen wäre, das Gleichgewicht zu bewahren,

denn ehe sie dieses verlor, mußte ihr Gesicht noch viel röther sein. Es war blos so ihre Gewohnheit, sich anzuhalten.

„Ich wollte mir meine Zehnpfundnote ausbitten, wenn's Ihnen beliebt, Mistreß Godolphin.“

Nur Wenige können sich denken, wie schmerzlich dieser Augenblick für Mary war, denn nur Wenige besitzen einen so hohen Grad von Zartgefühl und von Gerechtigkeitssinn wie Mary Godolphin. Gern hätte sie hundert Pfund darum gegeben, wenn sie jetzt deren zehn gehabt hätte. Sie wußte kaum, in welche Worte sie die Erklärung kleiden sollte, daß sie diesen Morgen das Geld nicht geben könne.

Die alte Bond nahm eine trotzige, fast herausfordernde Miene an.

„Sie sagten mir aber ja selbst, ich sollte es mir heute holen“, versetzte sie.

„Ich glaubte auch ganz gewiß, es Euch geben zu können. Es thut mir sehr leid, daß ich es nicht kann. Ich muß Euch bitten, Euch noch einmal herzubemühen, wenn mein Mann wieder dasein wird.“

„Wird denn der auch wirklich wiederkommen?“ fragte die Alte in spöttischem Tone. „Die Leute sagen, er sei über alle Berge.“

Mary's Herz pochte schmerzlich, als sie diese Worte hörte. Wußte sie wohl selbst, ob Georg wiederkommen würde? Laut konnte sie blos erklären, sie hoffe, er werde sehr bald wieder dasein.

„Aber ich brauche mein Geld“, hob die Alte hartnäckig wieder an. „Ich muß es haben und bitte Sie daher, mir es zu geben.“

„Ich habe es nicht“, entgegnete Mary. „Sobald ich es habe, werde ich es Euch augenblicklich zustellen.“

„Aber Sie erlauben mir wohl zu fragen, was für ein Recht Sie hatten, mein Geld zu verthun? Hatten Sie nicht genug Geld in der Bank von andern Leuten, welches Sie hätten nehmen können, ohne das meinige anzurühren, welches Sie mir obendrein treulich aufzuheben versprochen?“ rief die Alte, sich in die Hitze hinein sprechend. „Es war nicht bei der Bank eingezahlt, wie das Geld anderer Leute, und gehört daher nicht mit in die Masse. Ich muß heute meinen Miethzins bezahlen und mir auch einige Lebensmittel kaufen. Ich habe gar nichts mehr im Hause und selbst mein Papagei kann vor Hunger kaum noch schreien.“

Wir brauchen dieses Gespräch nicht weiter ausführlich mitzutheilen. Die alte Bond ward immer ungestümer und unhöflicher. Hätte sie von dem Getränk, dessen Geruch sich der sie umgebenden Atmosphäre mittheilte, nicht eine so reichliche Quantität genossen gehabt, so würde sie niemals sich unterstanden haben, in solchen Ausdrücken zu der Tochter eines Geistlichen zu sprechen.

Mary hörte sie ruhig mit an und war, wie Thomas Godolphin, der Meinung, daß sie diese Vorwürfe in gewisser Beziehung verdient habe.

Aber auch die Geduld hat ihre Grenzen. Mary begann sich wirklich unwohl zu fühlen und überdies sah sie, daß die Alte durchaus nicht die Absicht zu haben schien, sich sobald wieder zu entfernen. Während letztere daher mitten in einer fulminanten Rede begriffen war, entschlüpfte Mary aus dem Zimmer und begegnete Pierce, welcher eben durch die Hausflur ging.

„Geht doch einmal in das Speisezimmer, Pierce“, flüsterte sie, „und seht, ob Ihr die alte Bond fortschaffen könnt. Sie scheint heute Morgen ein Gläschen zu viel getrunken zu haben und schwatzt zu viel. Seid aber freundlich und artig gegen sie, Pierce, damit kein Auftritt stattfindet.“

Mary hob, während sie sprach, ihr blasses Antlitz fast bittend zu dem Diener empor, und dieser sah, wie verstört und unglücklich seine Herrin aussah.

„Ich will es schon machen, Mistreß Godolphin“, sagte er und lenkte seine Schritte nach dem Speisezimmer.

Wir wissen nicht, auf welche Weise es ihm gelang, Mary's Wunsch zu erfüllen. Ein Auftritt fand nicht statt. Es wurden blos einige Worte gesprochen, und Mary glaubte zu hören, wie eine Flüssigkeit in ein Glas gegossen ward, während sie selbst im Hintergrunde der Hausflur stand, wo sie nicht gesehen werden konnte.

Es dauerte nicht lange, so traten Pierce und die Alte heraus. Sie schienen die besten Freunde zu sein und Mistreß Bond leckte die Lippen und plauderte auf die liebenswürdigste Weise.

Mary verließ ihr Versteck aber nur, um auf Jemand zu stoßen, welcher, gleich nachdem die Alte zur Hausthür hinaus war, zu derselben hereinkam.

Es war ein kleiner Mann mit einem weißen Halstuche und er kam stracks auf Mary zu.

„Kann ich ein Wort mit Ihnen sprechen, Madame?“ fragte er, indem er den Hut abnahm.

Mary konnte nur mit Ja antworten und ging voran in das Speisezimmer. Sie war neugierig, wer der Mann

sei; sein Gesicht kam ihr bekannt vor. Die ersten Worte, die er sprach, sagten es ihr, und sie erinnerte sich seiner als des ersten Ladengehülfen des Leinwandhändlers, bei welchem sie ihre Einkäufe in diesem Artikel zu machen pflegte. Er war abgesendet, um sich die Zahlung für die letzte Rechnung auszubitten.

Sie konnte ihm blos sagen, was sie der alten Bond gesagt, nämlich daß sie außer Stande sei, die Zahlung zu leisten.

„Mr. Jones würde Ihnen aber sehr verbunden sein, wenn Sie es thun wollten", machte er in höflichem Tone vorstellig. „Es ist schon einige Zeit her, daß er Ihnen die Rechnung übersendet hat, und er hofft, daß Sie es möglich machen werden, ihn zu bezahlen. Auch wenn Sie mir nur einen Theil der Summe zustellen könnten, würde er Ihnen dankbar dafür sein."

„Ich kann Ihnen nichts geben", sagte Mary der Wahrheit gemäß. Sie konnte nicht anders sein als aufrichtig und war gänzlich unfähig, Vorspiegelungen oder Ausflüchte zu machen, wie Andere gethan haben würden. Sie sprach die Wahrheit und sprach sie schüchtern. Wenn ihr Gatte wieder nach Hause käme, werde die Rechnung hoffentlich bezahlt werden, sagte sie.

Der Abgesandte des Leinwandhändlers nahm, ohne sein ehrerbietiges Benehmen zu verleugnen, diese Antwort hin und entfernte sich wieder.

So höflich waren aber nicht alle Gläubiger, und es fanden sich an diesem Tage noch sehr viele ein.

Einmal kam Mary auf den Gedanken, ob es für sie nicht besser wäre, wenn sie alle diese Leute an die Bank

verwiese; sie dachte aber an Thomas Godolphin's schwächliche Gesundheit und den Kampf, den er auf eigene Faust durchzufechten hatte.

Ueberdies waren diese Geldforderungen rein persönliche und betrafen Schulden, die von ihr selbst oder Georg gemacht worden.

Während des Nachmittags trat Pierce ein und meldete, daß eine Dame sie zu sprechen wünsche.

„Wer ist es?" fragte Mary.

Pierce wußte es nicht. Er wußte blos, daß sie keine Bekannte der Familie war und daß sie gesagt, ihr Name sei Mistreß Harding.

Die Dame trat ein. Als sie den Schleier zurückschlug, erkannte Mary in ihr die Gattin des Leichenbestatters Harding. Pierce schloß die Thür und die beiden Frauen waren mit einander allein.

„Ich habe mir die Freiheit genommen, Sie zu besuchen, Mistreß Georg Godolphin, um Sie zu fragen, ob Sie nicht Ihre Rechnung bezahlen wollen", begann Mistreß Harding in leisem, vertraulichem Tone. „Wenn es Ihnen möglich ist, so thun Sie es."

Mary war überrascht. Sie wußte nicht, daß diese Leute etwas zu fordern hätten.

„Von was für einer Rechnung sprechen Sie?" fragte sie.

„Von der Rechnung für die Beerdigung Ihres letztverstorbenen Kindes."

„Aber diese ist doch bezahlt!"

„Nein, noch nicht", entgegnete Mistreß Harding. „Die andern Rechnungen sind bezahlt, diese aber noch

nicht. Mr. Georg Godolphin hat es mehrmals versprochen, aber niemals Wort gehalten."

Also das Begräbniß des Kindes war noch nicht bezahlt! Mary fühlte, daß sie erröthete. War es Nachlässigkeit von Georg, oder war er schon seit so langer Zeit in Geldverlegenheit, daß er nicht einmal diese Schuld hatte abmachen können?

Mary konnte sich nicht des Gedankens erwehren, daß er wohl eine kleine Summe zur Bezahlung gerechter Schulden hätte auf die Seite bringen können, während er soviel an die Wechselgauner verschwendet.

Ebenso konnte sie auch nicht umhin, zu bedenken, daß es eigentlich Georg's Aufgabe, aber nicht die ihrige sei, wegen dieser Forderungen mit den Gläubigern zu unterhandeln.

„Natürlich muß diese Rechnung bezahlt werden, Mistreß Harding", sagte Mary. „Ich habe nicht anders geglaubt, als sie sei längst bezahlt. Sobald mein Mann nach Hause kommt, werde ich ihn ersuchen, diese Angelegenheit zu ordnen."

„Können Sie mich nicht jetzt bezahlen?" fragte Mistreß Harding. „Wenn die Sache hängen bleibt, bis der Bankrott erklärt wird, so kommen wir mit in die Masse, und die Leute sagen, ja die Leute sagen wirklich, es werde für Niemand etwas herauskommen. Wir sind nicht so vermögend, daß wir einen solchen Verlust tragen könnten", setzte sie in vertraulichem Tone hinzu. „In Folge unsicherer Forderungen und lang ausstehender Rechnungen sind wir selbst nahe daran, unsere Zahlungsunfähigkeit erklären zu müssen, obschon ich nicht möchte, daß es bekannt würde.

Wenn Sie mir jetzt diese Summe bezahlen wollten, so könnten wir uns schon wieder eine Weile hinfristen."

„Ich wünschte selbst, ich könnte Ihnen das Geld geben", entgegnete Mary. „Es hätte Ihnen schon längst bezahlt werden sollen."

„Ein großer Theil der Forderung ist baar ausgelegtes Geld", bemerkte Mistreß Harding in vorwurfsvollem Tone. „Ich kann Ihnen nicht sagen, Mistreß Georg Godolphin, was für eine Hülfe es für uns sein würde, wenn Sie mir die Rechnung jetzt bezahlten."

„Ich würde es ganz gewiß thun, wenn es mir möglich wäre", entgegnete Mary, und dies war alles, was sie antworten konnte. Weiter konnte sie nichts sagen, und wenn Mistreß Harding dagestanden hätte bis zum Abend.

Dies sah letztere endlich selbst ein und entfernte sich.

Mary setzte sich nieder und ihre Augen brannten wie Feuer; Thränen waren ihnen versagt.

Durch die verschiedenen, ihr zu Ohren gekommenen Gerüchte hatte auch sie nun so ziemlich die Thatsachen kennen gelernt, welche der Welt längst offenkundig waren. Eins dieser Gerüchte beunruhigte sie mehr als alles übrige. Es betraf Lord Averil's Werthpapiere.

Was war damit vorgegangen? Daß etwas und zwar etwas Schlimmes damit vorgegangen sein mußte, war nur zu augenscheinlich.

In ihrem furchtbaren Zustande von Ungewißheit beschloß Mary, sich bei ihrem Schwager Thomas zu erkundigen.

Sie schrieb einige Worte auf einen Streifen Papier und schickte denselben in das Privatzimmer der Bank.

Sie ersuchte Thomas auf diesem Wege, ihr, ehe er fortginge, noch einen kurzen Besuch zu machen.

Thomas ließ mündlich zurücksagen, daß er kommen würde.

Es war schon spät am Abend, als er endlich kam. Was für einen Tag hatte er gehabt! Er hatte vor Aufregung und Unruhe weder gegessen noch getrunken.

Mary dachte daran und sagte:

„Erlaube mir, Dir etwas zu holen. Willst Du vielleicht hier ein kleines Diner zu Dir nehmen, anstatt zu warten, bis Du nach Ashlydyat kommst?“

Er schüttelte verneinend den Kopf.

„Ich werde heute weder hier noch dort sonderlich viel diniren, Mary. Du wünschtest mich zu sprechen?“

„Ja, ich — wollte — Dich — fragen“, begann sie und schien nach Athem zu ringen, sodaß sie einen Augenblick warten und sich erst wieder fassen mußte. „Thomas“, begann sie wieder, indem sie dicht auf ihn zutrat und eigentlich nur flüsterte: „Was hat es denn eigentlich für eine Bewandtniß mit den Lord Averil gehörigen Papieren?“

Thomas Godolphin antwortete nicht sofort. Er überlegte vielleicht, ob es gerathen sein möchte, es ihr zu sagen, vielleicht aber auch, ob die Sache ihr überhaupt verschwiegen bleiben könne.

Mary schien seine Gedanken zu errathen.

„Ich muß es durchaus wissen“, sagte sie, indem sie sich bemühte, nicht, wie sie es innerlich that, auch äußerlich zu zittern. „Es ist jedenfalls besser, wenn ich es von Dir höre, als von andern Leuten.“

Er mußte ihr Recht geben, denn er sah ein, daß sie es über kurz oder über lang doch erfahren müsse.

„Ja, es wird am besten sein, wenn ich es Dir sage, Mary“, entgegnete er. „Georg hat die Papiere für seine Privatzwecke verwendet.“

Es trat eine furchtbare Pause ein und Mary glaubte ersticken zu müssen.

„Dann — dann“, stammelte sie, „muß er es gewesen sein, der die Papiere aus dem Kassengewölbe entwendet hat.“

„Ja, so ist es.“

Mary war kaum noch länger im Stande, ihre Gefühle zu bemeistern.

„Was wird aber die Folge davon sein?“ keuchte sie.

„Das weiß ich nicht. Ich wage kaum daran zu denken. Lord Averil kann auf gerichtliche Untersuchung antragen.“

Ihre Augen begegneten sich. Mary faßte sich mit verzweifelter Energie.

„Auf criminalgerichtliche Untersuchung?“

„Allerdings steht es in seinem Belieben, dies zu thun. Er ist mir heute nicht zu nahe gekommen, und dies scheint nichts Gutes zu bedeuten.“

„Weiß er es denn schon, nämlich, daß es Georg gewesen ist?“

„Er muß es wissen. Ich glaube sogar, daß ihm hierüber officielle Mittheilungen von London aus gemacht worden sind. Das Gerücht hat sich zuerst von dorther verbreitet und auf diese Weise ist es in Priors Ash bekannt geworden.“

Mary befeuchtete ihre trockenen Lippen und überwand

das erstickende Gefühl in ihrer Kehle, ehe sie sprechen konnte.

„Wäre es gefährlich für Georg, wenn er hierher zurückkehrte?“ fragte sie.

„Wenn er wiederkommt, so muß er es allerdings auf die Folgen ankommen lassen.“

„Thomas! Thomas!“ keuchte sie, als wäre sie von einem plötzlichen Schlage getroffen worden, „glaubst Du, er halte sich versteckt?“

„Wenigstens ist dies sehr wahrscheinlich. Wie ich höre, hat er Dir keine Adresse angegeben, unter welcher Du ihm schreiben könntest, und mir hat er auch keine gesendet.“

Mary trat zurück bis an die Wand neben dem Kamin und lehnte sich daran. Jede Stunde schien ihr neue Martern zu bereiten. Thomas betrachtete mit Theilnahme die Verstörtheit, welche immer mehr sich ihres sanften, lieben Antlitzes bemächtigte.

Sie vermochte diesem Unglück nicht dieselbe Standhaftigkeit entgegenzusetzen wie er. Er legte seine Hand auf ihre Schulter und sagte in leisem Tone:

„Es ist eine Feuerprobe für uns beide, Mary; eine schwere, harte Probe. Nur Gott allein kann sie uns bestehen helfen, aber sei überzeugt, daß er dies auch thun wird.“

Mit diesen Worten nahm Thomas Abschied von Mary und begab sich zu Fuße nach Ashlydyat.

Hier war die Trauer und Bestürzung wo möglich noch größer als in dem Bankhause.

Das Gerücht in Bezug auf die Werthpapiere, welches

jetzt durch ganz Priors Ash die Runde machte, war vor einer Stunde auch bis nach Ashlydyat gedrungen. Janet und Bessy waren im Zimmer, als Thomas eintrat. Janet richtete ihr strenges Gesicht empor.

„Hat Georg den Verstand verloren?" fragte sie in bebendem Tone. „Besser, wenn es wirklich der Fall wäre."

Thomas sank erschöpft auf einen Stuhl nieder. Er hatte den ganzen Tag lang von allen diesen schlimmen Dingen so viel hören müssen, daß es für ihn eine Gnade und Wohlthat gewesen wäre, wenigstens einige Augenblicke lang davon verschont zu bleiben.

„Ist es wahr, daß Georg fort ist?" fragte Bessy.

„Er ist am Sonnabend nach London gereist, sagt Mary", antwortete Thomas.

„Ist Mary vielleicht die Mitschuldige der von ihm verübten Betrügereien?" hob Janet in strengem Tone wieder an.

Thomas heftete seine Blicke mit ernstem Ausdruck auf sie, und dieser war eigentlich schon eine genügende Antwort.

„Wie kannst Du so fragen, Janet!" sagte er. „Mary ist mehr zu bemitleiden als sonst Jemand. Es wäre freundschaftlich, wenn eine von Euch sie besuchte. Sie scheint sich sehr einsam zu fühlen."

„Ich kann nicht zu ihr gehen", entgegnete Janet. „Ich würde mich vor den Leuten schämen, mich in Priors Ash sehen zu lassen."

„Ich will morgen hingehen", mischte Bessy sich ein. „Wenn die Leute in Priors Ash mich scheel ansehen, nun dann kann ich es weiter nicht ändern. Ich bin nicht schuld

an dem, was geschehen ist", setzte sie in ihrer hausbackenen Weise hinzu.

„Wird die Firma bankrott erklärt werden?" hob Janet nach einer Pause wieder an.

„Ich habe den ganzen Tag auf Nachricht gewartet", antwortete Thomas. „Es läßt sich nicht mehr abwenden."

„Wird man Dich der Theilnahme an Georg's Verbrechen beschuldigen?" fragte Janet mit vor Schmerz und Verzweiflung förmlich gellender Stimme. „Wird man die ganze Firma zur gerichtlichen Verantwortung ziehen oder blos ihn?"

„Das weiß ich nicht", antwortete Thomas und hielt sich dabei die Hand vor die Augen. „Ich habe Lord Averil noch nicht wieder gesprochen. Auf diesen kommt es an. Ein Umstand ist dabei, wegen dessen ich dem Himmel innig dankbar bin", setzte er in rascherem Tone hinzu. „Crosse ist in aller Form ausgeschieden, sonst würde dieser auch mit in den Ruin verwickelt."

Ja, Mr. Crosse war gesichert, nämlich gegen die Folgen, und jetzt an einem Orte, wo er von der ganzen Katastrophe nichts hörte. Obschon die Firma immer noch Godolphin, Crosse und Godolphin hieß, so hatte diese Benennung doch keine gesetzliche Geltung mehr. Mr. Crosse hatte sich mit seinem Namen und seinem Geld aus dem Geschäft gezogen und letzteres in Staatspapieren angelegt. Der kleine, noch bei der Bank verbliebene Ueberschuß war höchst unbedeutend, obschon Mr. Crosse dieses Guthaben ebenso einbüßte wie die andern Gläubiger das ihrige. Er verweilte jetzt um seiner Gesundheit willen im südlichen Frankreich.

„Und ich bin dem Himmel dafür dankbar, daß unser

Vater diese Katastrophe nicht erlebt hat", entgegnete Janet. „Es wäre sein Tod gewesen."

„Lebte er noch, so wäre dies alles vielleicht nicht geschehen", sagte Thomas. „Georg wäre dann höchstwahrscheinlich, solange er unserm Vater gegenüber verantwortlich war, weit vorsichtiger gewesen. Unser Vater hätte sich um die ganze Geschäftsführung vielleicht genauer bekümmert als ich, und Georg hätte keine Gelegenheit bekommen, es so arg zu treiben."

Bessy drehte sich nach ihrem Bruder herum.

„Aber, Thomas", sagte sie, „Du willst Dir doch nicht etwa selbst die Schuld aufbürden?"

„Nein, blos in gewissem Sinne. Vom Standpunkte des Rechts aus kann mir Niemand etwas zur Last legen."

Thomas stützte, indem er an die Vorgänge dieses Tages, an die Vorwürfe, womit man ihn überhäuft, zurückdachte, die Stirn auf die Hand.

„O", klagte Janet, das Schweigen brechend, „hätte Georg sich nicht begnügen können, uns alle an den Bettelstab zu bringen? Mußte er uns auch noch diese Schande zufügen? Armuth hätten wir ertragen können; wir müssen uns darein fügen, daß Ashlydyat uns entrissen wird, aber wie sollen wir den Makel ertragen, der nun dem Namen Godolphin anklebt? Ich wußte, daß der Ruin und zwar ein furchtbarer Ruin uns bedrohte; ich wußte es in Folge der Warnungen und Vorzeichen, durch welche, wie ich glaube, der Himmel uns in seiner Barmherzigkeit darauf vorbereiten wollte, aber daß es sich um ein Verbrechen handeln würde, dies habe ich nicht geahnt."

„Was hat denn Meta den ganzen Tag in Lady Go=

dolphin's Folly gemacht?" fragte Bessy, eine abermalige Pause unterbrechend.

Thomas gab keine Antwort. Er wußte nichts davon, daß Meta dort gewesen sei. Bessy warf ihre Augen zufällig auf das Fenster.

„Da kommt Lady Sarah Grame!" rief sie plötzlich. „Sie wählt eine seltsame Stunde zu ihrem Besuch!"

„Ich kann sie nicht sprechen", bemerkte Janet. „Es wundert mich sehr, daß sie sich heute uns aufdrängen will."

Lady Sarah Grame kam aber, wie sich herausstellte, nicht in der Absicht, sich Janet aufzudrängen. Sie fragte vielmehr nach Mr. Godolphin.

Thomas begab sich sofort in das Zimmer, in welches sie gewiesen worden. Sie saß nicht, sondern schritt auf und ab.

Als er eintrat, drehte sie sich schnell nach ihm herum und ihr Gesicht war vor Aufregung dunkelroth.

„Sie sollten früher einmal mein Schwiegersohn werden" sagte sie kurz abgebrochen.

Thomas ersuchte sie, erstaunt über diese Anrede, Platz zu nehmen.

Lady Sarah Grame nahm den ihr dargebotenen Stuhl nicht an.

„Ich kann mich nicht setzen", sagte sie. „Mr. Godolphin, Sie sollten mein Schwiegersohn werden, und Sie wären es jetzt auch, wenn Ethel am Leben geblieben wäre. Betrachten Sie Ethel auch jetzt noch als ein Verbindungsglied zwischen uns?"

Thomas wußte nicht, was er antworten sollte. Er verstand Lady Sarah nicht.

Diese fuhr fort:

„Wenn dies der Fall ist, wenn Ethel noch in Ihrer liebenden Erinnerung lebt, so beweisen Sie dies jetzt. Ich hatte siebenhundert Pfund in Ihrer Bank. Ich habe diese Summe seit Ethel's Tod mühsam von meinem jährlichen Einkommen zusammengespart und dann bei Ihnen deponirt. Können Sie dies leugnen?"

„Ich bitte Sie, meine werthe Lady Sarah, sich zu fassen und zu beruhigen", sagte Thomas, denn ihre Aufregung hatte etwas förmlich Furchtbares. „Ich weiß recht wohl, daß Sie diese Summe in unserem Bankgeschäft angelegt haben. Warum sollte ich es leugnen?"

„Nun, das freut mich. Die Leute sagen, die Bank werde alle Forderungen unbefriedigt lassen, und ich bitte Sie daher, mir mein Geld jetzt, unter vier Augen, zu geben."

„Das ist mir leider unmöglich, Lady Sarah."

„Einbüßen kann ich es nicht. Ich habe es für mein armes Kind gespart", unterbrach sie ihn in höchst aufgeregtem Tone. „Wollen Sie wirklich so grausam sein, Wittwen und Waisen zu berauben?"

„Mit meinem Willen geschieht es nicht", antwortete er in schmerzlichem Tone. „Ich hätte geglaubt, Lady Sarah, daß, wenn auch die ganze Welt mich falsch beurtheilte, dies doch nicht von Ihnen geschehen würde."

„Aber hätten Sie, der Sie einmal mein Schwiegersohn werden wollten, mir nicht einen Wink geben können, als Sie fanden, daß es mit der Bank schief ging? Andere können den Verlust ihres Geldes vielleicht verschmerzen, ich aber kann es nicht."

„Ich habe nicht gewußt, daß es mit unserm Geschäft nicht mehr gut stand“, sagte er; „der Streich hat mich ebenso unerwartet getroffen wie Andere.“

Lady Sarah Grame warf sich, von ihrer immer höher steigenden leidenschaftlichen Aufregung getrieben, plötzlich vor Thomas Godolphin auf die Kniee nieder und bat ihn flehentlich um Rückzahlung ihres Geldes, während sie ihn zugleich des Egoismus und der Unredlichkeit beschuldigte.

Wer war wohl mehr zu bemitleiden, er oder Mary? Er hatte das Unglück bei dem rechten Namen genannt. Es war in der That eine Feuerprobe, für ihn sowohl als für sie.

Wie er endlich Lady Sarah los ward, wußte er selbst kaum. Er glaubte, es sei in Folge des Umstandes geschehen, daß ihre leidenschaftliche Aufregung eine sehr natürliche Erschöpfung zur Folge hatte.

Sie war an diesem Abend fast dem Wahnsinn nahe, und Thomas fühlte sich fast versucht, sich zu fragen, ob dies wirklich die Mutter der sanften Ethel sein könne. Ihre laute Stimme und ihre Vorwürfe wurden in den Vorzimmern und in den Corridoren von den Dienern gehört, und dies war ein neuer Tropfen Wermuth in den Becher des Herrn von Ashlydyat.

Wir müssen jedoch nun wieder zu Mary zurückkehren, denn mit dieser haben wir es an diesem Abend hauptsächlich zu thun.

Zwischen sieben und acht Uhr kam Meta, von Charlotte Pain begleitet, zurück, und zwar in der heitersten Stimmung. Sie war mit Spielzeug und Näschereien beladen; sie brachte eine Puppe mit, die beinahe so groß war als sie

selbst; sie war mit Charlotte im Wagen ausgefahren, sie war sogar geritten — natürlich hatte Charlotte das Pferd geführt — sie war auf der Schaukel bis an die Gipfel der Bäume, wenigstens sagte sie so, geflogen und, mehr als alles Andere, der Wächter der Hunde hatte gemeldet, daß die bösen Thiere nimmer wieder ans Tageslicht kommen würden.

Charlotte war in der That sehr freundlich gegen die Kleine gewesen, und Mary dankte ihr mit den Augen und mit dem Herzen. Ihren Dank durch Worte an den Tag zu legen, war ihr an diesem Abend kaum möglich.

„Wo ist Margery?" fragte Meta, welche gern ihre mitgebrachten Schätze zeigen wollte.

Margery war noch nicht wieder zurück, und da an diesem Tage von der Richtung, woher sie kommen mußte, kein Zug weiter zu erwarten stand, so vermuthete man, sie habe die rechte Zeit verfehlt und werde nun erst morgen kommen.

Meta machte ein langes Gesicht. Sie wünschte, daß Margery die Puppe bewundere.

„Geh und zeige sie Harriet, liebes Kind", sagte Mary. „Sie ist in der Kinderstube."

Und Meta hüpfte davon, indem sie die Puppe und was sie sonst noch mit fortbringen konnte, hinter sich her schleppte.

„Haben Sie von Georg gehört?" fragte Charlotte.

„Es ist heute Montag", entgegnete Mary mit Betonung.

„Nun, Sie hätten ja mit der heutigen Post Nachricht erhalten können. Ganz gewiß werden Sie bald von ihm

hören. Aengsten Sie sich nicht so; Sie sehen wirklich schon förmlich krank aus."

Mary gab keine Antwort. Ganz gewiß mußte ihr Aussehen sich noch um Vieles verschlimmern, denn dies war ja nur erst der Schatten des Anfangs.

Charlotte drehte sich herum und warf einen Blick rings im Zimmer umher.

„Sind die Gerichtspersonen schon dagewesen?"

„Nein, ich habe Niemand von ihnen gesehen."

„Nun, dann ist es noch Zeit, und ich bitte Sie ums Himmels willen, mir zu gestatten, Ihnen einige Kleinigkeiten zu retten", entgegnete Charlotte in herzlichem Tone. „Ganz gewiß besitzen Sie dieses oder jenes Kleinod, von welchem Sie sich nicht gern trennen. Ich habe den ganzen Tag daran gedacht, wie thöricht gewissenhaft Sie sind."

Mary schwieg eine Minute lang.

„Diese Leute schauen in alles, nicht wahr?" fragte sie.

„Ob sie in alles schauen, fragen Sie?" rief Charlotte. „Das wollte ich meinen! Leider lassen sie es aber bei dem Hineinschauen nicht bewenden, sondern nehmen auch alles."

Mary verließ das Zimmer und kam bald darauf mit einem kleinen Packet in der Hand zurück. Es war ein sehr kleiner Koffer — Puppenkoffer nennt man sie zuweilen — mit rothem Saffian überzogen und einem kleinen, niedlichen Schloß versehen.

„Dies da möchte ich retten", sagte sie leise, „wenn Sie die Güte haben wollen, es für mich in Verwahrung zu nehmen. Ich möchte nicht gern, daß jene Leute den Inhalt dieses Kästchens zu Gesicht bekämen. Als ein Betrug kann diese Verheimlichung wohl nicht betrachtet werden",

setzte sie, gleichsam um sich zu entschuldigen, hinzu. „Man würde für das, was in diesem Kästchen liegt, nicht sechs Pence lösen, und deshalb glaube ich, daß selbst mein Schwager mir nicht zürnen wird."

Charlotte nickte, raffte ihr Kleid in die Höhe und steckte das Kofferchen in eine riesige Tasche unter ihrer Crinoline. Auf der andern Seite befand sich noch eine.

„Ich habe sie mit Fleiß umgebunden", sagte sie in Bezug auf diese Taschen. „Ich glaubte, Sie würden sich die Sache besser überlegt haben. Aber das ist noch nichts, meine liebe Mistreß Georg Godolphin. Geben Sie mir doch noch etwas. Morgen kommen die Schergen des Gerichts ganz gewiß."

Mary entgegnete, sie habe weiter nichts in Verwahrung zu geben, und Charlotte erhob sich, indem sie sagte, sie werde Meta den nächstfolgenden Tag wieder holen oder holen lassen.

Als sie zum Hause hinaus war und auf ihrem Heimwege Crosse-Street entlang schritt, warf sie lachend den Kopf zurück.

„Ich dachte mir gleich, daß sie sich noch besinnen würde. Als ob sie ihre Schmucksachen nicht ebenso gern rettete wie andere Leute! Sie geht blos dabei etwas schlauer zu Werke, denn sie sagte, man würde für das, was sie mir gegeben, nicht sechs Pence lösen. Das sagen Sie aber gefälligst einer Andern, meine liebe Mistreß Georg Godolphin. Ich möchte wissen, was eigentlich darin ist."

Charlotte konnte, nachdem dieser Wunsch in ihr einmal erwacht war, nicht anders als ihn befriedigen. Sobald sie nach Hause kam, warf sie Hut und Mantel ab, suchte alle

kleinen Schlüssel im Hause zusammen und öffnete das einfache Schloß ohne große Mühe.

Nun konnte sie den Inhalt des Kästchens mustern. Derselbe bestand in einer Haarlocke von jedem von Mary's verstorbenen Kindern, jede besonders in Papier gewickelt und auswendig mit Angabe des Alters des Kindes und des Tages seines Todes versehen, in einer Locke von Meta's Haar, in einer dergleichen von Georg, etwa einem halben Dutzend Briefen, welche er an sie in der kurzen Zeit zwischen ihrer Verlobung und ihrer Verheirathung geschrieben, und in einer Niederschrift bezüglich der erstern.

„Heute", so lautete diese Schrift, „habe ich mich mit Georg Godolphin verlobt. Ich bitte Gott, mich seiner würdig zu machen, und gelobe, ein pflichtgetreues, liebendes Weib zu sein."

Charlotte machte große Augen, aber es gab nichts weiter zu sehen, nichts weiter als das bunte Papier, womit das Kästchen inwendig ausgeklebt war.

„Aber diese Mary Godolphin ist doch in der That eine Närrin, wie es schwerlich eine zweite geben kann!" rief Charlotte.

Sie selbst würde sicherlich dergleichen Dinge nicht vor einer gerichtlichen Beschlagnahme gerettet haben und tröstete sich für ihre Enttäuschung damit, daß sie Georg's Liebesbriefe las.

Und doch war Mary keine Närrin. Besser wäre es für sie gewesen, wenn sie diesen Namen jetzt mit Recht verdient hätte, denn dann hätte sie ihre Lage weniger schmerzlich empfunden.

Charlotte konnte sich vielleicht kaum überwinden, zu

glauben, daß Mary Godolphin zu der Zahl jener Menschen gehöre, deren Empfindsamkeit und Zartgefühl sich bis zu einem Grade ausgebildet hat, wovon Gemüther wie das Charlottens sich schwerlich einen Begriff machen können.

Diese hochbegabten Naturen sind es, auf welche der Schmerz die grausamste Wirkung äußert, welche gleichwohl schweigend getragen wird.

Mitten in ihrem Jammer verstand Mary, der Welt, ja selbst Charlotten und ihrer freimüthigen Sympathie gegenüber ein ruhiges Aeußeres zu bewahren.

Die ersten Thränen, welche sie sich auspressen ließ, wurden diese Nacht über Meta vergossen. Als diese zu ihr kam, um sich ihren Gutenachtkuß zu holen und ihr Gebet zu sprechen, verlor Mary fast ganz die Fassung. Sie schloß die Kleine an ihr Herz und brach in lautes Schluchzen aus.

Meta erschrak und fragte, was ihr fehle.

Mary war nicht im Stande zu antworten. Ihr Schluchzen erstickte sie fast. Sollte dieses Kind kein anderes Erbtheil haben als die hereinbrechende Schmach?

Wie bitterlich hatte Mary sich gehärmt, als ihre andern Kinder gestorben waren, jetzt aber neigte sie fast sich der Ansicht zu, daß es eine Wohlthat sein würde, wenn ihr auch dieses einzige noch gebliebene entrissen worden wäre. Sie bedeckte das kleine Antlitz ihres Kindes mit Küssen und drückte es an ihr Herz.

Nach einer Weile war sie wieder insoweit ruhig, daß sie sprechen konnte.

„Deiner Mama ist heute nicht wohl, liebe Meta“, sagte sie.

Wiederum wie an den letztvergangenen Abenden mußte

Mary sich zu ihrem vereinsamten Bett schleppen. Als sie an demselben auf die Kniee niedersank, schienen Glaube und Hoffnung aus ihrem Herzen fast entschwunden zu sein.

„Vater, bei Dir ist kein Ding unmöglich", stammelte sie. „Stehe mir in dieser Nacht bei mit Deiner Barmherzigkeit und hilf mir sie überstehen."

Sie selbst wußte nicht, wie sie diese Nacht überstehen sollte.

„O wann wird diese Nacht vorüber sein!" seufzte sie fortwährend aus gebrochenem Herzen. Ein Gefühl von Frost und Zittern durchdrang alle ihre Glieder, ihr Kopf und Gehirn aber schienen in Flammen zu stehen, ihre Lippen waren trocken und bitterer Schmerz schnürte ihr das Herz zusammen.

Noch nie war ihr so zu Muthe gewesen, und sie glaubte, sie stände im Begriff, von einer seltsamen Krankheit heimgesucht zu werden.

Es war eine furchtbare Nacht des Schmerzes, der Angst und der Kälte. Ein einziges entsetzliches Wort schien fortwährend in dem Ohr der armen Dulderin zu hallen, das Wort: Deportation.

Stand dieses furchtbare Schicksal ihrem Gatten wirklich bevor?

Kurz vor Tagesanbruch sank sie auf eine halbe Stunde in einen schweren, dumpfen Schlaf, mit dem Beginn der Morgendämmerung aber war sie wieder wach.

Während der ersten Minute war sie sich der Wirklichkeit nicht sofort bewußt, in der nächsten aber brach schon die gewaltige Flut der Erinnerungen wieder über sie herein.

Mit einem leisen Ausruf der Verzweiflung erhob sie sich hastig von ihrem Bett und begann im Zimmer auf und ab zu gehen, während sie kaum noch im Stande war, die immer höher steigende geistige Qual zu ertragen, welche ihr den Verstand zu rauben drohte. Ach leider wäre der Wahnsinn, wenn er sie in diesem Augenblick überwältigt hätte, mehr eine Erleichterung als ein Unglück für sie gewesen!

„Wie soll ich diesen neuen Tag durchleben?“ flüsterte sie vor sich hin.

Und dann sank sie wieder vor dem Bett auf die Kniee nieder und hob Herz und Hände empor und betete inbrünstig zu Gott um Kraft und Standhaftigkeit.

Um sieben Uhr ließ auf einmal gedämpftes Glockengeläute sich hören und Mary wußte sofort, was das zu bedeuten hatte. Einige übelwollende unzufriedene Gläubiger der Firma hatten sich in den Glockenthurm der St.-Markuskirche begeben und zogen hier die Glocken, um das Unheil zu verkünden, von welchem Priors Ash durch den Sturz des Hauses Godolphin ereilt worden.

Drittes Kapitel.

„Ist meine Schwester zu sprechen?“

Diese Frage erfolgte durch Grace Akeman. Sie stellte sie in einem scharfen, zornigen Tone, welcher Aehnlichkeit mit dem hatte, welchen sie der Hausthürklingel entlockt.

Pierce beantwortete die Frage bejahend und öffnete die Thür. Das Haus war düster und still, wie dies unter solchen Umständen gewöhnlich der Fall zu sein pflegt.

Mistreß Akeman dachte dies, während sie durch die die Hausflur schritt.

Es war nun Donnerstag, der Bankrott war förmlich erklärt und jene von Charlotte Pain angekündigten angenehmen Gäste hatten begonnen, in der Bank und in Ashlydyat den Anforderungen ihrer Amtspflicht zu genügen.

Mary sah entsetzlich unwohl aus. Dunkle Ringe hatten sich unter ihren Augen gebildet; ihr Gesicht hatte seine frühere blühende Farbe vollständig verloren und ein Ausdruck wie von stets gegenwärtiger Furcht sich über ihre Züge gebreitet.

Als Pierce die Thür öffnete, um ihre Schwester einzulassen, fuhr sie unwillkürlich zusammen.

Was Georg Godolphin betraf, so stand alles noch wie früher. Er war in Priors Ash noch nicht wieder zum Vorschein gekommen und Thomas wußte nicht, wohin er an ihn schreiben sollte.

Mary wußte es. Am Dienstag Morgen hatte sie von ihm gehört. Sein Brief war augenscheinlich in der heitersten Laune geschrieben. Der Contrast, welcher — wenn man dem Tone dieses Briefes trauen durfte — zwischen Georg's und Mary's Gemüthsstimmung bestand, war ein wahrhaft wunderbarer zu nennen und läßt sich nur auf metaphysischem Wege und durch die Verschiedenheit in der geistigen Organisation der Menschennatur erklären.

Georg ließ Meta freundlichst grüßen und machte einige spöttische Bemerkungen in Bezug auf Margery, ohne auch nur darauf hinzudeuten, daß er eine Ahnung von dem über ihn und die Seinigen hereingebrochenen Unglück habe.

Er würde bald wieder zu Hause sein, schrieb er, mittlerweile aber sollte Mary ihm schreiben, was es Neues gäbe, und den Brief an Mr. Verrall adressiren. Von dieser Adresse aber sollte sie Niemand anders in Kenntniß setzen.

Georg Godolphin wußte, daß er sich auf sein Weib verlassen konnte.

An seinen Bruder schrieb er ebenfalls einen Brief, welchen Thomas, sobald er ihn gelesen, verbrannte. Wahrscheinlich war er nur für sein Auge bestimmt.

Dabei aber sprach Georg in diesem Brief keinen Wunsch aus, von Thomas zu hören, und ebenso wenig sagte er, wie ein Brief an ihn gelangen könne.

Vielleicht kam er sich vor wie ein schuldbewußter Schulknabe, welcher weiß, daß er einen Verweis verdient

hat, und denselben so lange als möglich hinauszuschieben sucht.

Mary's Ungewißheit war beinahe unerträglich, und Lord Averil hatte noch durch nichts angedeutet, von welcher Art seine Absichten waren.

Als Mary sah, daß die Eintretende ihre Schwester war, wendete sie sich mit einem gewissen Grad von Herzenserleichterung zu ihr.

„O Grace", sagte sie, „ich glaubte, ich würde nie wieder eins von Euch zu sehen bekommen."

Grace nahm die dargebotene Hand nicht an. Allerdings gab sie niemals viel auf äußere Ceremonien und kam und ging oft, ohne die Hand zu reichen. Diesmal aber war sie von offenbar feindseliger Gesinnung beseelt. Sie legte das, was geschehen, ihrer Schwester fast ebenso zur Last wie deren Gatten. Ohne Mary's Zartgefühl, besaß sie gleichwohl mehr Scharfblick als diese. Wäre ihr Gatte auf Abwege gerathen, so hätte sie es ganz gewiß entdeckt, und sie konnte nicht umhin, zu glauben, daß Mary das Thun und Treiben ihres Mannes geargwöhnt haben müsse. In ihrem Unmuth gegen Georg, den sie, wie wir wissen, niemals hatte recht leiden können, hätte sie es ganz in Ordnung gefunden, wenn Mary ihn verrathen hätte. Mochte diese nun vorsätzlich blind oder wirklich blind gewesen sein, so ward sie von Grace in gleicher Weise verachtet.

„Wenn ich sie sehe, werde ich sie nicht schonen", sagte Grace zu ihrem Gatten und war nun, wo sie Mary sah, auch in der That nicht gemeint, sie zu schonen.

„Ich erlaube mir hierher zu kommen und Dich zu

fragen, ob Du Mama besuchen willst", hob Grace an. „Sie ist nicht wohl und kann nicht zu Dir kommen."

Grace's Art und Weise war seltsam kalt und streng, und Mary gefiel es besonders nicht, daß sie sagte, sie erlaube sich, sie zu besuchen.

„Ich freue mich, Dich zu sehen", entgegnete sie in sanftem Tone. „Es ist jetzt hier sehr eintönig und mir noch Niemand zu nahe gekommen als Bessy Godolphin."

„Viele Besuche kannst Du schwerlich erwarten", sagte Grace in ihrer heute ganz besonders harten Weise.

„Ich glaube auch nicht, daß ich deren viele empfangen könnte, selbst wenn sie sich einfänden", entgegnete Mary. „Ich meine Besuche von fremden Personen. Ist Mama krank?"

„Ja, sie ist krank, und das ist wohl nicht zu verwundern", entgegnete Grace. „Ich wünsche beinahe, daß ich jetzt, wo dieses Unglück uns ereilt hat, nicht verheirathet wäre. Es wären dann doch jedenfalls ein paar Hände mehr in der Rectorei, und ich kann mehr arbeiten als Mama oder Rosa. So aber bin ich selbst Hausfrau und Mutter, und mein Platz ist natürlich an der Seite meines Gatten."

„Aber warum glaubst Du, daß Deine Arbeitskraft im älterlichen Hause vermißt werde, Grace?" fragte Mary.

„Es stehen dort allerlei Veränderungen bevor", entgegnete Grace, indem sie die Wand hinter Mary anstierte, augenscheinlich um nicht diese letztere anzusehen. „Es soll künftighin nur noch eine Magd gehalten und von den kleinen Chisholms sollen die beiden Mädchen bei uns erzogen werden. Mama will alles übernehmen und gemeinschaftlich mit Rosa arbeiten und unterrichten. Den Knaben

will Papa in eine Unterrichtsanstalt bringen und während der Ferien nach Hause kommen lassen, wo es dann noch unruhiger werden wird. Unsere Aeltern müssen sich deshalb aufs äußerste einschränken und sich jeder Bequemlichkeit berauben. Sie müssen allem entsagen, was nicht zu den unumgänglichsten Bedürfnissen gehört, und alles, was sie von ihrem Einkommen ersparen können, zur Wiedererstattung jener anvertrauten Summe verwenden."

„Ist dies schon alles so bestimmt?" fragte Mary in leisem Tone.

„Es ist bestimmt, insoweit Papa etwas bestimmen kann", entgegnete Grace fast heftig. „Wenn sein Mitbevollmächtigter wegen Wiedererstattung des Geldes die Hülfe des Gesetzes in Anspruch nimmt, so weiß Papa selbst nicht, was geschehen würde. Es ist möglich, daß dann sein amtliches Einkommen unter Sequestration gestellt würde."

Mary gab keine Antwort. Das, was Grace sagte, war nur allzu wahr und allzu schrecklich. Grace hob mit leidenschaftlicher Bewegung die Hand empor.

„Hätte ich dieses Unglück über unsere Aeltern gebracht, Mary", sagte sie, „so würde ich wünschen, daß mich lieber der Tod hinweggerafft hätte."

„Ich habe dieses Unglück nicht über unsere Aeltern gebracht, Grace", antwortete Mary in kaum vernehmlichem Tone.

„Ja wohl hast Du das. Ich bin hierher gekommen, um Dir zu sagen, was ich denke, und Du mußt es anhören. Es sieht vielleicht hart aus, aber ich kann nicht dafür. Wie konntest Du Papa jenes Geld, ich meine die neuntausend Pfund, einzahlen lassen? Wenn Du mit Deinem

Manne auch vor den Augen der Welt groß thatst und die Leute ruinirtest, so hättest Du doch wenigstens Deine eigenen Aeltern verschonen können."

„Aber, Grace, warum bürdest Du die Schuld mir auf?"

Mistreß Akeman erhob sich von ihrem Stuhl und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Sie sprach nicht sowohl in lautem oder zornigem als vielmehr in klarem, scharfem, entschiedenem Tone. Es war dies ganz derselbe Ton, dessen sich der Rector bediente, wenn er seine kaltspöttischen Bemerkungen machte.

„Er ist sein ganzes Leben lang ein angesehener und geachteter Mann gewesen; er hat seiner Stellung gemäß gelebt —"

„Von wem sprichst Du?" unterbrach Mary ihre Schwester, denn sie wußte wirklich nicht, ob diese Worte nicht in satirischem Sinne ihrem Gatten gelten sollten.

„Von wem ich spreche?" entgegnete Grace. „Von wem sonst als unserm Vater? Ich sage, er ist sein ganzes Leben lang ein angesehener Mann gewesen; er hat seiner Stellung als Geistlicher und Gentleman gemäß gelebt; er hat seine Kinder seinem Stande gemäß erzogen; er hat seinen Mitteln angemessen Gastfreundschaft geübt und es dennoch möglich gemacht, einige Ersparnisse zu sammeln, damit wir bei seinem Tode jedes einige Pfund bekämen, um unsere materielle Lage zu verbessern. Einer solchen Hülfe bedürfen auch alle seine Kinder, natürlich mit Ausnahme der stolzen prachtliebenden Gemahlin des ehrenwerthen Mr. Georg Godolphin."

„Grace! Grace! Wie kannst Du das sagen!"

„Und was hast Du über ihn gebracht?“ fuhr Grace fort, indem sie die Hand emporhob, um anzudeuten, daß sie sich vollständig aussprechen wolle. „Armuth hast Du über ihn gebracht in seinen alten Tagen, denn er ist nicht mehr jung, Mary; Unruhe, Sorge und Entbehrung, ja vielleicht die Schande, für einen unredlichen oder doch nachlässigen Vormund angesehen zu werden. Ich für meine Person hätte lieber meinen Gatten geopfert, als meinen Vater.“

Mary richtete ihr schmerzendes Haupt empor. Die Vorwürfe waren grausam und dennoch in gewisser Beziehung gerecht. Es war wirklich ihr Gatte, der ihren Vater ruinirt und zwar, wie man sagen konnte, mit Vorbedacht ruinirt hatte.

Fast als ob sie den letzten Gedanken ihrer Schwester errathen hätte, hob Grace wieder an:

„Wenn jemals ein schamloser Betrug verübt ward, so geschah dies durch Georg Godolphin, als er jene neuntausend Pfund nahm und unterschlug. Priors Ash hat wohl das Recht, ihn einen Schwindler zu nennen.“

„O Grace, sprich nicht so!“ rief Mary in bittendem Tone. „Er wußte damals vielleicht selbst nicht, daß er nicht in der Lage sein würde, dieses Geld wieder zu erstatten.“

Was Georg auch begangen haben mochte, so fühlte Mary, daß es ihre Pflicht sei, ihn gegen die Welt zu vertheidigen.

„Er wußte es nicht, sagst Du?“ entgegnete Grace im Tone der Entrüstung. „Entweder bist Du eine Närrin, Mary, oder Du redest vorsätzlich die Unwahrheit. Du

weißt doch jedenfalls, daß er jene Summe gar nicht in die Bücher eingetragen, sondern sogleich in seinem Nutzen verwendet hat. Er ist ein herzloser, schlechter Mensch. Er hätte, wenn er einmal betrügen wollte, sich Jemand anders zum Opfer auserſehen können, als den Vater seines Weibes. Wenn ich an Papas Stelle wäre, so ließe ich ihn in Criminaluntersuchung nehmen."

„Willst Du mich tödten, Grace?" rief Mary verzweiflungsvoll. „Glaubst Du nicht, daß ich schon ohnehin genug zu tragen habe?"

„O daran zweifle ich allerdings nicht! Ich möchte nicht die Hälfte davon auf meinen Schultern haben. Du hast es Dir aber selbst zugezogen. Wenn Georg Godolphin auch Dein Gatte war, so brauchtest Du ihm doch nicht bei seinem Thun und Treiben Vorschub zu leisten. Bedenke das Unheil, welches durch ihn über Priors Ash gekommen. Ich kann Dir sagen, daß Dein und Georg Godolphin's Name noch lange Jahre genannt, aber schwerlich gesegnet werden wird."

„Grace", sagte Mary, indem sie ihre überströmenden Augen aufschlug, denn die Thränen kamen endlich, um ihr das Herz zu erleichtern, „Grace, hast Du kein Erbarmen mit mir?"

„Hast Du wohl Erbarmen mit Andern gehabt?" entgegnete Grace Akeman. „Wie Viele müssen am Bettelstabe dem Grabe zuwanken, die ohne die Betrügerei Deines Mannes den Rest ihrer Tage in Ruhe und Behagen zugebracht haben würden. Du bist blind und einfältig gewesen. Georg Godolphin hat sein Geld und seine Aufmerksamkeiten massenweise an andere Leute verschwendet,

und Du hast ganz gemüthlich zugesehen. Glaubst Du, die Stadt sei ebenso blind gewesen wie Du? Du hättest Dir wohl denken können, was endlich daraus werden mußte."

„Was willst Du damit sagen, Grace?"

„Darauf brauche ich weiter gar nicht einzugehen", entgegnete Grace. „Ich werde Dir doch nicht sagen sollen, was Du recht wohl selbst hättest sehen können. Es ist ganz in Ordnung so. Wenn ein Mädchen durchaus einen flotten, interessanten Mann heirathen will, so muß sie auch dafür büßen."

Mary schwieg.

Grace that einige Minuten dasselbe. Dann hörte sie auf, im Zimmer hin und her zu gehen und setzte sich ihrer Schwester gegenüber nieder.

„Ich bin gekommen, um Dich zu fragen, ob Du Mama besuchen willst oder nicht. Sie liegt im Bett. Sie leidet an den Folgen einer heftigen Erkältung, sagt sie; ich aber weiß, daß Gemüthsqual die Ursache ihrer Krankheit ist. Wenn Du dem, was geschehen ist, nicht auch noch Undankbarkeit beigesellen willst, so wirst Du sie heute besuchen. Sie wünscht Dich zu sehen."

„Ich werde zu ihr gehen", sagte Mary. Während sie dies aber sagte, bedachte sie zugleich recht wohl, was für eine furchtbare Prüfung es für sie sein müsse, sich in den Gassen der Stadt zu zeigen. „Ich werde heute noch zu ihr gehen, Grace."

„Schön", sagte Grace sich wieder erhebend. „Weiter wollte ich nichts."

„O doch, Grace. Du bist, wie mir scheint, gekommen, um mich noch unglücklicher zu machen, als ich schon bin."

„Ich kann die Thatsachen nicht übertünchen oder beschönigen; dies liegt einmal nicht in meiner Natur“, antwortete Grace. „Schwarz heißt bei mir schwarz und weiß heißt weiß. Ich habe noch lange nicht alles gesagt, was ich hätte sagen können, Mary. Ich habe nichts von unserm Verlust erwähnt, der allerdings im Verhältniß zu andern ein geringfügiger, für uns aber ein großer ist. Ich habe auch nichts von andern und noch weit schlimmern Gerüchten in Bezug auf Deinen Mann erwähnt. Ich habe blos von dem Ruin gesprochen, den er über unsere Aeltern gebracht hat und woran Du nach meiner Ansicht fast ebenso schuld bist als Dein Mann. Wo ist denn Meta?“ setzte sie nach einer Pause hinzu.

„In Lady Godolphin's Folly. Mistreß Charlotte Pain war so freundlich —“

Grace drehte sich rasch herum.

„Und Du kannst das Kind zu ihr gehen lassen?“ rief sie.

„Mistreß Charlotte Pain, wollte ich sagen, war so freundlich, sie abzuholen. Der Aufenthalt in unserm Hause ist jetzt für Meta ein sehr langweiliger. Margery ist am Montag verreist und durch die Krankheit ihrer Schwester abgehalten worden, so schnell wiederzukommen, als sie beabsichtigt hatte.“

„Wenn Du Meta nicht im Hause zu haben wünschest, so schicke sie zu mir“, entgegnete Grace in noch strengerem Tone, als in welchem sie bis jetzt gesprochen. „Wenn Du wüßtest, welche Bemerkungen von den Leuten gemacht werden, so würdest Du Dein Kind nicht in Lady Godolphin's Folly lassen, solange Charlotte Pain dieses Haus bewohnt.“

Mary hatte, sie wußte selbst nicht recht, warum, nicht den Muth, sich näher nach den Bemerkungen zu erkundigen, welche der Versicherung ihrer Schwester zufolge die Leute machten. Es war dies ein Thema, auf welches sie sich scheute einzugehen.

Grace nahm endlich Abschied, und Mary sank, sobald sie sich allein sah, auf einen Stuhl nieder und weinte, als ob ihr das Herz brechen wollte.

Von Furcht und Bangigkeit gefoltert, kleidete sie sich dann an, um sich nach der Rectorei zu begeben, obschon dies erst später am Tage geschehen sollte. Sie zögerte von einer Stunde zur andern und hegte fast den thörichten und eitlen Wunsch, daß die Abenddämmerung sich heute zu einer frühern als der gewöhnlichen Stunde auf die Erde herabsenken möchte.

Die sich ihrem Untergange zuneigende Sonne ließ ihre Strahlen aber noch hell auf die Straßen von Priors Ash fallen, als Mary endlich aus dem Hause trat.

Fast als ob sie ein Verbrechen begangen hätte, zog sie mit zitternder Hand ihren schwarzen Schleier vor das Gesicht, und Niemand als sie wußte, mit welcher Scheu sie vor den Augen ihrer Mitmenschen zurückbebte.

Sie hätte sich ihres geschlossenen Wagens bedienen und nach der Rectorei fahren können, denn Pferde und Wagen standen noch zu ihrer Verfügung. Dazu aber konnte sie sich nicht entschließen. Wenn sie großartig, von Dienern begleitet, in ihrer Equipage sich zeigte, so mußte dies nach ihrer Ansicht scheinen, als ob sie der öffentlichen Meinung Trotz bieten wollte. Geziemender mußte es erscheinen, wenn sie zu Fuße ging.

„Schaut nur, dort geht sie! Sie schwebt geputzt und stolz einher wie eine Königin!"

Diese in beleidigendem, verächtlichem Tone gesprochenen Worte schlugen an ihr Ohr, als sie an einer Gruppe gemeiner Menschen vorüberging, die an einer Straßenecke beisammenstanden. Daß die Worte ihr galten, ließ sich nicht bezweifeln, und Mary eilte, wie von Furien gepeitscht, weiter.

Sie konnte nicht umhin, sich zu fragen, ob sie wirklich so geputzt sei. Sie hatte die schlichtesten Kleider angezogen, die sie besaß — ein schwarzseidenes Kleid und einen schwarzen Mantel, einen weißseidenen Hut und den schwarzen Schleier. Alle diese Gegenstände waren allerdings in bestem Zustande, aber doch einfach und nicht neu.

Sie begann zu fühlen, daß man ihr Vorwürfe machte, die sie nicht verdiente, aber dieselben machten nichtsdestoweniger schmerzlichen Eindruck auf ihr Herz.

Scheute sie sich, das älterliche Haus zu besuchen? Fürchtete sie die Vorwürfe, die Kälte, die verächtliche Begegnung, die dort vielleicht ihrer harrten?

Wenn dies der Fall war, so sah sie sich glücklicherweise in dieser Erwartung getäuscht. Ihre Familie kam ihr mit der rücksichtsvollsten Güte entgegen, aber dies zerriß ihr das Herz vielleicht nur um so mehr.

Man hatte sie kommen sehen, und Rosa eilte ihr bis in die Hausflur entgegen und empfing sie mit einem Kuß. Reginald bewillkommnete sie ebenfalls in seiner geräuschvollen Weise. In der einen Hand hielt er eine Seekarte, in der andern ein Lineal und einen Zirkel, denn er hatte eben am Tische gesessen und gethan, als ob er arbeitete.

Der Rector selbst und sein zweiter Sohn Isaak waren nicht zu Hause.

„Liegt Mama im Bett?“ fragte Mary ihre Schwester Rosa.

„Ja. Es geht aber heute Abend schon wieder besser mit ihr. Sie wird sich sehr freuen, Dich zu sehen.“

Mary ging die Treppe hinauf und trat allein in das Zimmer. Der Ausdruck von Sorge und Unruhe, welcher sich in Mistreß Hastings' von Fieberhitze glühendem Antlitz malte, erfüllte sie mit Furcht und Bangigkeit, während sie sich schüchtern näherte und nicht wußte, welchen Empfang sie finden würde.

Wie aber konnte sie in Bezug auf den Empfang einer Mutter zweifelhaft sein?

Mit zärtlich liebendem Blick und hastiger Geberde zog Mistreß Hastings das Antlitz ihrer Tochter zu sich herab, um es zu küssen.

Mary sank, alle Fassung verlierend, neben dem Bett auf die Kniee nieder und brach in einen leidenschaftlichen Thränenstrom aus.

„O Mutter, Mutter, ich kann nichts dafür“, stammelte sie. „Ich bin nicht schuld daran!“

Mistreß Hastings sagte nichts. Sie schlang ihren Arm um Mary's Hals und ließ ihn hier ruhen.

Mary schluchzte aber immer heftiger.

„Beruhige Dich, Kind“, sagte sie dann. „Du wirst Dich krank machen, mein armes Kind.“

„Ich bin schon krank, Mama. Ich glaube, ich werde nie wieder gesund werden“, schluchzte Mary. „Es ist mir zuweilen, als wäre der Tod für mich eine Wohlthat.“

„Still, still, mein Kind! Was Du auch thun magst, so gib Dich doch nie der Verzweiflung hin."

„Wenn mich nicht der Gedanke an Dich und Papa quälte, so könnte ich, glaube ich, alles Unglück besser ertragen. Dies ist es, was mich martert. Die Vorwürfe aber, die man mir macht, habe ich fürwahr nicht verdient. Ich habe von allen diesen Vorgängen keine Ahnung gehabt."

„Aber, liebes Kind, wir haben Dir ja auch gar keine Vorwürfe gemacht."

„O doch! Alle Welt bürdet mir die Schuld auf", wehklagte Mary. „Ich weiß auch recht wohl, wie traurig es für Euch alle sein muß, durch uns zu leiden. Es bricht mir das Herz, wenn ich daran denke. Ach Mama, in der vergangenen Nacht träumte mir, es strömte ein Goldregen auf mich herab, schneller, als ich ihn mit beiden Händen aufzufangen vermochte. Ich glaubte, nun könnte ich alle unsere Gläubiger bezahlen, und lief lachend davon und bot zuerst Papa einen Theil der aufgefangenen Goldstücke. »Da nimm sie«, sagte ich zu ihm, »sie schlüpfen mir durch die Finger.« Als ich dicht vor ihm stand, sank ich zur Erde nieder und erwachte. Ich erwachte und — und —" sie konnte vor Schluchzen kaum sprechen — „besann mich. Mama, wäre Meta nicht gewesen, so hätte ich in diesem Augenblick den Tod mit Freuden begrüßt."

Die Gemüthsbewegung beider ward sehr groß und Mary davon fast überwältigt. Trösten konnte Mistreß Hastings nicht, denn sie war selbst zu tief niedergebeugt. So sehr sie auch vorher gewünscht, Mary zu sehen, denn sie konnte nicht den Gedanken ertragen, sie in ihrem Unglück allein und unbeachtet zu wissen, so bereute

sie doch jetzt fast, sie gerufen zu haben. Keins von beiden war stark genug, dieses Uebermaß von Aufregung zu tragen.

Von Georg Godolphin ward kein Wort gesprochen. Mistreß Hastings erwähnte ihn nicht und Mary konnte dies nicht.

Die übrige Zeit ihres Beisammenseins ward größtentheils schweigend hingebracht. Mary hielt die Hand ihrer Mutter in der ihrigen und brach dann und wann wieder in Schluchzen aus.

Auf die Angelegenheiten der Bank konnte Mistreß Hastings, dies fühlte sie selbst, nicht eingehen. In Bezug hierauf wie hinsichtlich Georg's mußte zwischen ihnen eine Mauer des Schweigens aufgerichtet bleiben.

Als Mary wieder hinunterging, begegnete sie am Fuße der Treppe ihrem Vater.

„Ah, Du bist es, Mary?“ sagte er. „Wie geht Dir's?“

Der Ton, in welchem dies gesagt ward, war freundlich und gütig. Mary's Herz war aber zu voll und sie konnte nicht antworten.

Der Rector ging in das Zimmer, vor dessen Thür sie standen, und sie folgte ihm.

„Wann kommt Dein Mann wieder?“ fragte er. „Du weißt es wohl nicht?“

„Nein“, antwortete sie.

„Nach meiner Ansicht wäre es für ihn besser, wenn er der Sache nicht aus dem Wege ginge“, fuhr der Rector fort. „Auch weit ehrenwerther wäre dies für ihn, als wenn er sich entfernt hält.“

Mary antwortete nichts. Ihr Vater betrachtete ihr

Gesicht im Dämmerlicht des Abends und sah, daß der Ausdruck desselben ein schmerzlich bewegter war und daß sie ihre Gefühle kaum zu zügeln vermochte.

„Es muß für Dich jetzt sehr eintönig in der Bank sein, Mary", hob der Rector in sanftem Tone wieder an; „eintönig und unheimlich. Willst Du vielleicht auf ein paar Wochen hierher zu uns kommen und Meta mitbringen?"

Nun entströmten die Thränen unaufhaltsam ihren Augen.

„Ich danke Dir, Papa! Ich danke Dir für alle Deine Freundlichkeit und Liebe", stammelte sie. „Ich muß aber in meiner Häuslichkeit bleiben, solange es mir vergönnt ist."

Sie wendete sich nach der Thür, indem sie murmelte, es sei schon spät und sie müsse sich nun wieder auf den Rückweg machen.

„Wer begleitet Dich denn?" fragte der Rector.

„Ich!" rief Reginald, welcher die Frage gehört hatte und sofort aus dem Nebenzimmer herbeigeeilt kam.

Die beiden Geschwister gingen mit einander fort. Reginald plauderte heiter, als ob Schmerz und Sorge gar nicht in der Welt existirten. Mary war nicht im Stande, ihm zu antworten, denn auch der physische Schmerz ward in ihrer Brust immer gewaltiger.

Als sie aus dem Pförtchen des Vorplatzes vor der Rectorei heraustraten, stießen sie auf den alten Jekyl, welcher, von Gichtschmerzen ganz zusammengekrümmt, langsam einherkam.

Reginald redete ihn an.

„Was, seid Ihr es, alter Jekyl? Wandelt Ihr denn immer noch in dem Lande der Lebenden?"

„Ja, ich bin es, Sir. Alte Knochen halten manchmal noch lange Stand, obschon Mancher es lieber sähe, wenn sie begraben würden. Mistreß Godolphin", setzte der alte Mann, sich zu Mary wendend, hinzu, „ich möchte mir eine Frage an Sie erlauben. Sie entsinnen sich wohl noch der sechzig Pfund, die ich bei der Bank deponirt habe?"

„Ja", sagte Mary kaum hörbar.

„Wenn ich dieses Geld einbüßen muß, so bin ich geradezu ruinirt. Vorigen Sommer bin ich, wie Sie wahrscheinlich gehört haben, um meine Bienen gekommen, und dieses Geld war noch die letzte Zuflucht, die ich besaß. Eine Rinde Brod und eine Tasse Thee muß der Mensch haben, solange es dem Allmächtigen nicht gefällt, ihn von der Erde hinwegzunehmen. Wollen Sie daher nicht die Güte haben, sich für mich bei den Herren zu verwenden, damit mir diese kleine Summe zurückgezahlt wird? Mr. Thomas Godolphin wird Ihnen ganz gewiß Gehör schenken."

Mary wußte kaum, was sie antworten sollte. Sie hatte nicht den Muth, ihm zu sagen, daß das Geld verloren sei, aber sie wollte ihm auch keine ungegründete Hoffnung auf Wiedererlangung desselben machen.

Der alte Jekyl gab diesem Zögern eine falsche Deutung.

„Sie selbst riethen mir, das Geld in die Bank zu geben", fuhr er fort. „Ich für meine Person hätte gar nicht daran gedacht. Deswegen werden Sie nun auch ganz gewiß ein Wort für mich sprechen, damit ich es nicht einbüße. Meine beiden Söhne David und Jonathan kamen eines Tages, als sie in Ihrem Garten gearbeitet hatten,

nach Hause und sagten mir beide, Sie ließen mir rathen, mein Geld bei der Bank zu deponiren, wo es sicher aufgehoben sei. Ich kann es nicht verlieren", setzte der alte Mann in kläglichem Tone hinzu; „es ist alles, was ich auf dieser Welt mein nenne."

„Meine Schwester wird mit den Herren sprechen, Jekyl", mischte Reginald sich ein, indem er an Mary's Stelle so leicht und ungezwungen antwortete, wie er es für sich selbst gethan haben würde. „Ich will auch selbst Euretwegen mit Mr. Georg Godolphin sprechen, sobald er wieder da ist. Ich fürchte mich nicht vor ihm, und es wäre zu traurig, wenn Ihr dieses Geld verlieren solltet. Guten Abend! Nehmt Euch nur in Acht, daß Ihr nicht fallt, denn Ihr scheint mir heute Abend ziemlich unsicher auf den Füßen zu sein."

Der arme alte Mann setzte seinen Weg weiter fort, nachdem er sich noch vorher in einen Strom von Danksagungen ergossen, welche eine neue Last für Mary's Herz sein mußten. Das Geld des armen alten Mannes war ja ebenso unrettbar verloren wie das übrige, und sie wußte recht wohl, daß es ihm nicht eingefallen sein würde, es bei der Bank anzulegen, wenn sie ihm nicht selbst dazu gerathen hätte.

Sie schleppte sich nach Hause, um hier wieder eine Nacht der Angst und der Schmerzen hinzubringen und dem anbrechenden Tag entgegen zu seufzen, wiewohl auch dieser keine Linderung brachte.

Viertes Kapitel.

Die Straßenlaternen waren bereits angezündet und die Leute gingen ihren gewöhnlichen Abendbeschäftigungen nach.

Mary neigte das Gesicht, wie um den Blicken der Begegnenden auszuweichen, und ging rasch vorwärts. Reginald hielt dagegen ganz seinen gewöhnlichen, breitspurigen Seemannsschritt ein und nickte jedem Bekannten zu. Seiner Ehre thaten die stattgehabten Ereignisse keinen Eintrag und selbst wenn dies der Fall gewesen wäre, so war Reginald Hastings doch nicht der Mann, der sich dies sehr zu Herzen genommen hätte.

„Was gibt es denn hier?" rief er, während sie sich durch eine auf dem Trottoir beisammen stehende Gruppe drängen mußten. „Ist Jemand hier auf der Straße umgefallen?"

„Nein, der alte Byles schließt seinen Laden für immer", antwortete man. „Er hat durch Godolphin's Bankrott sein ganzes Vermögen eingebüßt und sagt, er könne nun geraden Weges ins Armenhaus wandern."

Abermals eine angenehme Neuigkeit für Mary.

Dieser Byles handelte mit allerlei Waaren und hatte eine bedeutende Rechnung bei Georg Godolphin zu fordern, denn die Diener pflegten hier dies und jenes zu holen. Dabei hatte dieser Mann auch seine Ersparnisse in der Bank angelegt. Er pflegte sich jeden Abend einen kleinen Rausch anzutrinken und sich dann in diesem Zustande an seiner Thür gegen die Zuhörer, die sich um ihn sammelten, ungenirt auszusprechen. Jetzt hatte er natürlich ganz besonders ergiebigen Stoff dazu.

„Ach was da!" rief Reginald. „Morgen früh ist er wieder nüchtern und wird dann ganz anders sprechen."

„Komm, komm, Reginald", flüsterte Mary, denn sie fürchtete erkannt und dann vielleicht insultirt zu werden. Und sie gingen weiter, während Mary das Gesicht tiefer senkte und Reginald sich fortwährend lachend umschaute.

Als man die Bank erreicht hatte, pochte Reginald auf eine Weise an, daß der Thürklopfer beinahe zersprungen wäre, riß dann zum Ueberfluß noch in die Klingel, sagte Mary hastig gute Nacht und ließ sie nach seiner sorglosen Weise allein stehen. Wahrscheinlich gedachte er sich mit dem alten Byles noch einen Witz zu machen.

In demselben Augenblick kam von der entgegengesetzten Richtung eine Frau, welche ein in braunes Papier gewickeltes Packet trug.

Es war Margery. Durch die plötzliche Krankheit ihrer Schwester an dem Orte, wo sie mit dieser zusammengetroffen war, aufgehalten, hatte sie nicht eher die Rückreise antreten können. Es war ihr dies höchst unangenehm gewesen und ihre Laune daher jetzt eine nichts weniger als rosige.

„Ich dachte mir gleich, daß ich auf dieser Reise kein Glück haben würde“, brummte sie zur Antwort auf Mary's freundlichen Willkommen. „In der Nacht, bevor ich von hier abreiste, träumte mir, ich bliebe in einem Morast stecken, aus dem ich mich nicht wieder herausarbeiten konnte.“

„Geht es mit Eurer Schwester wieder besser?“ fragte Mary.

„Ja, und sie ist weiter nach Wales gereist. Dennoch aber ist sie das armseligste, beklagenswertheste Geschöpf, welches mir jemals vorgekommen. Ist alles hier zu Hause wohl auf?“

„Ja“, entgegnete Mary in unsicherem Tone, denn sie bedachte, wie unwahr ihre Versicherung in gewissem Sinne war.

„Und wie ist Harriet mit der Kleinen zurecht gekommen?“ fragte Margery, als ob sie erwartete zu hören, daß Harriet ihre Sache nicht gut gemacht habe.

„O sehr gut“, antwortete Mary, „sehr gut!“

Mittlerweile ward die Hausthür geöffnet und sie gingen mit einander durch die Hausflur.

Mary bog in das Speisezimmer ab und Margery setzte ihren Weg brummend die Treppe hinauf weiter fort. Daß Harriet oder sonst Jemand außer ihr selbst mit Meta gut ausgekommen sei, dies hieß, glaubte sie, ihrer Leichtgläubigkeit doch ein wenig zu viel zumuthen.

Als sie in die Kinderstube trat, fand sie hier die eben erwähnte Harriet, ein hübsches, sauberes Mädchen in einer schmucken Haube mit fliegenden rosenfarbenen Bändern.

‚Wie, da seid Ihr ja wieder!“ entgegnete sie auf

Margery's Gruß. „Wir dachten schon, wir bekämen Euch gar nicht wieder zu sehen."

„Wirklich?" sagte Margery. „Und was habt Ihr denn sonst noch gedacht?"

„Wie geht es denn mit Eurer Schwester?" fuhr Harriet, ohne Margery's Frage zu beantworten, fort und sprach in mitleidigem Tone, denn sie fand es gewöhnlich in ihrem eigenen Interesse, mit Margery auf freundlichem Fuße zu bleiben. „Ist sie wieder gesund?"

„So gesund, wie sie jemals werden wird, glaube ich", antwortete Margery kurz.

Sie setzte sich, band ihren Hut auf, nahm ihn ab und zog die Nadel aus ihrem Shawl.

Harriet putzte das Licht und nahm wieder ihre Arbeit auf, die darin bestand, daß sie frische Schnur an eine von Meta's Schürzen setzte.

„Hat denn die Kleine die Schnuren schon wieder abgerissen?" fragte Margery, während ihre Augen der Bewegung der Nähnadel folgten.

„Das thut sie ja fortwährend", entgegnete Harriet, indem sie das Ende des Fadens abriß.

„Und wie stehen denn hier die Dinge?" fragte Margery, indem sie einen vertrauten Ton annahm und ihren Stuhl näher an den Harriet's zog. „Die Bank ist nicht wieder eröffnet worden — dies erfuhr ich auf Befragen schon auf dem Bahnhofe."

„Es steht so schlecht, daß es nicht schlechter stehen könnte", antwortete Harriet. „Es ist alles aus — das Haus ist bankrott."

„Gott steh uns bei!" rief Margery.

Harriet ließ ihre Arbeit auf den Tisch fallen, neigte sich mit dem Kopfe zu Margery hin und sagte flüsternd: „Denkt Euch nur, wir haben einen Gerichtsdiener im Hause."

„Hier?" fragte Margery athemlos.

Harriet nickte.

„Seit vergangenem Dienstag", flüsterte sie dann weiter. „Einer ist hier und ein zweiter in Ashlydyat. Margery, ich versichere Euch, als ich diesen Menschen ins Haus kommen sah, ward ich ordentlich wüthend und hätte ihm, als er die Treppe heraufkam, mit Vergnügen einen Eimer siedendes Wasser auf den Kopf gegossen."

Margery schaute, diese Mittheilung überdenkend, mit verstörtem Blick vor sich hin.

„Wir müssen alle fort", hob Harriet wieder an, „sammt und sonders, und zwar bald, glauben wir. Wie es mit Euch wird, davon weiß ich natürlich nichts. Unsere Herrin thut mir herzlich leid."

„Ja, ja", rief Margery, mit einem Male ihrer Entrüstung Luft machend, „er hat da eine niedliche Bescherung angerichtet."

„Er? Meint Ihr unsern Herrn?" fragte Harriet.

„Wen soll ich sonst meinen?" erwiderte Margery fast heftig.

„Ja, es läßt sich allerdings nicht leugnen", bemerkte Harriet. „In der ganzen Stadt werden Dinge von ihm erzählt, daß einem das Haar zu Berge steht. Ich werde nichts weiter erzählen, wir unter einander können aber wohl davon sprechen."

„Wovon spricht man denn?" fragte Margery.

„Ach, von vielerlei Dingen. Erstens behauptet man, er habe das baare Geld aus der Kasse genommen, und zweitens will man auch wissen, es sei Niemand anders als er selbst, durch welchen Lord Averil's Werthpapiere abhanden gekommen sein. Wer hätte das von Mr. Georg Godolphin mit seinem heitern Gelächter und schönen Gesicht gedacht, Margery?"

„Es wäre besser für ihn, wenn sein Gelächter etwas weniger heiter und sein Gesicht etwas weniger schön gewesen wäre", bemerkte Margery in heftigem Tone; „dann wäre er vielleicht solider gewesen."

„Die Leute reden auch von den Verralls und der ganzen Gesellschaft, die sich da draußen in Lady Godolphin's Folly herumtreibt", fuhr Harriet in noch leiserem Tone fort. „Man behauptet, unser Herr habe sich mit jenen Leuten ein wenig zu viel zu thun gemacht und —"

„Ach, davon mag ich nichts hören", entgegnete Margery zornig. „Vielleicht wissen andere Leute in dieser Beziehung ebenso viel als die Klatschmäuler in der Stadt. Man hat selbst Augen im Kopfe, um zu sehen, und Ihr braucht mich auf solche Dinge nicht aufmerksam zu machen."

„Man spricht aber hauptsächlich von Mr. Verrall", fuhr Harriet fort, indem sie den Namen besonders betonte. „Er soll mit unserm Herrn gewisse Geschäfte gemacht haben, und auf diese Weise soll das viele Geld verloren gegangen sein. Der Gerichtsdiener, der jetzt unten im Hause sitzt — es ist, wie ich Euch versichern kann, Margery, ein ganz anständiger Mann, wenn man nur sein Amt vergessen könnte — sagt, es seien Tausende und aber Tausende in

Verrall's Taschen geflossen, obschon das Geld eigentlich unserm Herrn gehört hätte."

„Diese Menschen sind mir von jeher ein Dorn im Auge gewesen", bemerkte Margery heftig. „Ich habe mich manchmal geschämt, wenn ich sah, daß diese Charlotte sich mit ihren Pferden und Wagen großthat und unser Herr ihr den Hof machte. Oft habe ich mich gewundert, daß Mr. Thomas Godolphin dies alles so ruhig mit ansehen konnte. Ich würde an seiner Stelle mir bei guter Zeit einige Bemerkungen erlaubt haben."

„Und wäre ich unsere Herrin, so hätte ich —" hob Harriet an, ward aber von Margerry sofort unterbrochen. Diese gestattete ihrer eigenen Zunge allerdings alle mögliche Freiheit, betrachtete aber Harriet's Wunsch, dasselbe zu thun, gewissermaßen als Hochverrath.

„Schweigt!" rief sie in strengem Tone; „wie könnt Ihr Euch unterstehen, den Namen Eurer Herrin mit ins Spiel zu bringen! Ich weiß gar nicht, was Ihr damit sagen wollt. Wenn unsere Herrin sich über ihren Gemahl beklagt, dann wird es für Euch noch Zeit genug sein, mit in ihr Klagelied einzustimmen. Ich frage Euch, könntet Ihr wohl wünschen, einen bessern Ehemann zu sehen?"

„Er ist allerdings ein wahres Muster von einem Ehemann, nämlich solange seine Frau dabei ist", entgegnete Harriet etwas schnippisch. „Das Sprichwort sagt: Was ich nicht weiß, das macht mich nicht heiß, und so ist es auch mit unserer Herrin. Was sollen übrigens wir uns darüber streiten?" setzte sie hinzu, indem sie ihre Arbeit wieder aufnahm. „Ihr habt Eure Meinung und ich habe die meinige, aber beide werden, bei Lichte besehen, nicht sehr

verschieden von einander sein. Wie es nun aber damit auch sein möge, so läßt sich die Vergangenheit dadurch nicht ändern. Was geschehen ist, ist geschehen."

Margery erwiderte nichts auf diese Auslassungen Harriet's, und es trat eine längere Pause ein.

„Vielleicht kann das Geschäft doch noch wieder eröffnet werden", hob Margery endlich in träumerischem Tone wieder an.

„Aber wie soll denn das möglich sein?" entgegnete Harriet, von ihrer Arbeit an der Schürze, welche sie wieder zur Hand genommen, aufblickend. „Das Geld ist ja weg, und ohne Geld kann eine Bank nicht arbeiten."

„Was sagt er denn dazu?" fragte Margery heftig.

„Wer denn?"

„Nun, unser Herr. Hat er vielleicht gesagt, wie das Geld verloren gegangen ist und wie er den Gläubigern gegenübertreten will?"

„Er ist gar nicht da", entgegnete Harriet. „Er ist, seitdem er vorigen Sonnabend abreiste, noch gar nicht wiedergekommen. Es heißt, er sei in London."

„Und Mr. Thomas Godolphin?"

„Mr. Thomas Godolphin ist da und hat alle Tage einen bösen Stand den aufgebrachten Gläubigern gegenüber. Ich glaube, es langen nicht fünfzig, die alle hier gewesen sind und nach Mr. Georg gefragt haben. Anfangs wollten sie nicht glauben, daß er fort sei, und ließen sich nicht abweisen. Auch Privatgläubiger sind in Menge dagewesen und haben unsere arme Herrin fast zu Tode gepeinigt."

„Aber warum denn diese?" fragte Margery entrüstet.

„Nun, mit irgend Jemand müssen sie doch sprechen, und Mr. Georg läßt sich ja nicht sehen."

„Er sollte aber da sein", rief Margery.

„Freilich sollte er es. Unsere Wirthschaftslieferanten in der Stadt haben eine Menge Geld zu fordern. Die Köchin sagt, es sei eine fürchterliche Summe aufgelaufen. Einige von den Dienern sind zweifelhaft, ob sie ihren Lohn bekommen werden. Die Geschichte von Mr. Hastings habt Ihr wohl schon gehört, Margery?"

„Nein, was ist mit ihm?" fragte Margery.

„Er hat sein Vermögen bis auf den letzten Schilling verloren. Er hatte es in der Bank deponirt und —"

„Na, der kann nicht so sehr viel zu verlieren gehabt haben", unterbrach sie Margery, welche gern widersprach. „Was kann ein Geistlicher wohl sparen? Viel doch gewiß nicht."

„Aber es handelt sich ja nicht um sein Geld allein. Ungefähr acht Tage zuvor, ehe die Bank ihre Zahlungen einstellte, hatte er, um der Sicherheit willen, neun- bis zehntausend Pfund darin untergebracht. Er ist Vormund der Chisholm'schen Erben, wißt Ihr, und das Vermögen derselben war ihm anvertraut worden. Nun ist es verloren."

Margery hob entsetzt die Hände empor.

„Ich habe schon früher manchmal gehört, daß solche Bankrotte einem verzehrenden Feuer gleichen", bemerkte sie. „Jetzt sehe ich ein, daß dies nur zu wahr ist."

„Unsere arme Herrin sieht so krank und unglücklich aus, daß es einen Stein erbarmen könnte. Sie ißt fast gar nichts. Ich glaube, sie denkt Tag und Nacht an weiter nichts als an den Ruin ihres Vaters. Die Leute sagen,

unser Herr habe dem Rector das Geld gleich in der Absicht abgenommen, es nicht wieder zurückzuzahlen."

„Es hätte zurückbezahlt werden sollen, ehe die Bank fallirte", sagte Margery.

„Unser Herr hat es aber verthan, sagen die Leute. Der Gerichtsdiener unten im Hause scheint alles zu wissen. Wir können uns gar nicht erklären, wo er diese Neuigkeiten alle her hat."

Margery schnellte in die Höhe.

„Wenn ich hier bleibe, so werde ich immer schlimmere Dinge hören", bemerkte sie. „Dies ist genug, um Miß Janet unter die Erde zu bringen. Jener furchtbare Schatten hat dieses Jahr sich nicht umsonst auf der dunklen Ebene gezeigt. Wir bemerkten wohl, daß er noch nie so schwarz gewesen ist."

Nach diesen Worten zündete Margery sich ein Licht an und öffnete eine Thür, welche in ein Schlafgemach führte. Ihr eigenes Bett stand ihr gegenüber und in einer Ecke am entgegengesetzten Ende Meta's Bettchen.

Sie legte ihren Shawl und Hut auf die Kommode und näherte sich, das Licht mit der Hand beschattend, auf den Zehen dem kleinen Bett.

Ihre Absicht war, ihren schlafenden kleinen Liebling zu betrachten.

Wie Vielen von uns, welche vertrauensvoll einer Freude entgegenzugehen wähnen, war auch Margery nur Täuschung beschieden.

Der Platz, auf welchem Meta hätte liegen sollen, war leer und nichts zu sehen als die glatten, zum Empfang der jungen Dame aufgeworfenen weißen Betten.

Glaubte Margery, das Kind sei geraubt worden? Wir wissen es nicht, wohl aber prallte sie zurück, gerade als ob ein solcher Gedanke sie durchzuckt hätte.

„Wo ist die Kleine?“ rief sie.

„Sie ist noch nicht nach Hause“, entgegnete Harriet gelassen. „Ich wartete eben auf sie.“

„Wo ist sie denn?“

„In Lady Godolphin's Folly. Mistreß Pain hat sie aber noch nie so lange dort behalten wie heute.“

„Dort ist sie? Bei Mistreß Pain?“ kreischte Margery.

„Ja, sie ist diese Woche alle Tage dort gewesen. Mistreß Pain hat sie entweder selbst geholt oder holen lassen. Seht nur dort“, setzte Harriet hinzu, indem sie auf eine Menge Spielsachen in einem Winkel der Kinderstube zeigte; „alle diese Dinge hat sie mit von dort nach Hause gebracht. Mistreß Pain überhäuft sie förmlich damit.“

Margery entgegnete kein Wort. Sie blies das Licht aus, setzte es auf den Tisch und ging hinunter in das Speisezimmer.

Mary saß, ohne sich eines Theils ihrer Kleider entledigt zu haben, noch gerade so, wie sie gekommen war, und in tiefes Hinbrüten versunken. Als Margery eintrat, erhob sie sich und begann ihren Hut aufzubinden.

„Harriet sagt, Meta sei bei Mistreß Pain und habe überhaupt fast die ganze Woche dort zugebracht“, hob Margery ohne weitere Umschweife an.

„Ja“, entgegnete Mary. „Ich weiß nicht, warum sie noch nicht wieder da ist. Mistreß Pain —“

„Und Sie konnten ihr erlauben, dorthin zu gehen!“ un-

terbrach sie Margery im Tone der Entrüstung, ohne weiter danach zu fragen, was ihre Herrin sagen würde. „Dorthin! Wenn mir dies Jemand früher gesagt hätte, so hätte ich es nicht geglaubt."

„Aber, Margery, sie hat keinen Schaden davon gehabt. Sie hat bei dem vielen Herumspringen dort allerdings ein paar Schürzen zerrissen, das ist aber auch alles. Mistreß Pain ist außerordentlich freundlich gegen sie gewesen. Sie hat ihre Hunde die ganze Woche hindurch eingesperrt gehalten."

Margery's Gesicht arbeitete unheilverkündend. Es trug die Kennzeichen eines losbrechenden Ungewitters.

„Freundlich, sagen Sie!" rief Margery fast außer sich. „Nun, wenn es so weit gekommen ist, dann wird es wohl am besten sein, wenn man Ihnen die Augen öffnet, damit Sie einsehen, wie unpassend es von Ihnen ist, Ihr Kind dorthin gehen zu lassen. Was wird die Stadt nun erst sagen!"

„Was hat die Stadt denn zeither gesagt?" fragte Mary, während ein unbehagliches Gefühl sich ihrer bemächtigte.

„Sie hat gefragt, ob Sie mit theilweiser oder gänzlicher Blindheit geschlagen seien", entgegnete Margery, sich in ihrer Aufregung ganz vergessend. „Dieses Frauenzimmer mit dem dreisten Gesicht untersteht sich fortwährend hierher zu kommen! Lieber sähe ich Meta —"

Margery's Beredtsamkeit erfuhr eine plötzliche Unterbrechung.

Auf ein Geräusch in der Hausflur folgte der lärmende Eintritt der fraglichen Damen selbst.

Charlotte, die wirklich zu gewissen Zeiten sehr abenteuerliche Einfälle hatte, hatte Meta zu Pferde nach Hause gebracht. Trotz der späten Stunde war sie, um dem Kinde Vergnügen zu machen, zu Pferde gestiegen, hatte die Kleine vor sich auf den Sattel genommen und sich so, von einem Groom begleitet, aufgemacht.

Sie trug ihr Reitkleid und hielt die Reitgerte in der Hand. Um Meta zu ergötzen, that sie, als säße sie noch auf dem Pferde und schlug mit der Peitsche um sich herum. Meta handhabte in derselben Weise eine Reitgerte, die an dem Knopfe mit einer Pfeife versehen war.

Dieses Stampfen, Lachen, Knallen und Pfeifen bildete zusammengenommen einen Lärm, als ob eine Rotte Tollhäusler losgelassen wäre.

Um der Sache die Krone aufzusetzen, hatte Meta's braunes Leinwandkleidchen einen fürchterlichen Riß aufzuweisen, und die Krämpe ihres Strohhuts hing halb abgerissen auf der einen Seite herunter.

Margery wünschte in ihrer maßlosen Entrüstung fast, daß der Fußboden sich öffnen und alle verschlingen möchte.

Plötzlich erblickte Meta ihre alte Wärterin und kam auf sie zugeeilt.

Margery schloß sie fest in die Arme, wie um sie vor einer drohenden Ansteckung zu bewahren. Auf diese Weise festgehalten und der Fähigkeit, mit der Peitsche zu knallen und zu pfeifen, beraubt zu werden, stimmte jedoch mit Meta's Neigungen nicht überein und sie gab sich daher alle Mühe, sich wieder freizumachen.

„Es wäre am besten, wenn Du hier bliebest und Dich

versteckteſt, armes Kind", rief Margery mit ganz beſonderm Nachdruck.

„Es hat nicht viel zu bedeuten", ſagte Charlotte, in der Meinung, dieſe Bemerkung bezöge ſich auf die Beſchädigungen in Meta's Anzuge. „Die Krämpe iſt blos losgetrennt und die Bluſe iſt eine alte. Meta zerriß ſie ſich an der Schaukel."

„Ach, wer ſpricht denn davon!" entgegnete Margery heftig. „Wenn manche Leute wegen weiter nichts als um ihrer Kleider willen Urſache hätten, ihr Geſicht zu verſtecken, ſo käme nicht viel darauf an."

Charlotte gefiel dieſer Ton nicht.

„Vielleicht habt Ihr die Güte, Eure Meinung für Euch zu behalten, bis man Euch danach fragt", ſagte ſie mit ſtolzer Miene zu Margery. Schon ſeit zwei Jahren hatte der Krieg fortwährend im Begriff geſtanden zwiſchen ihnen zum Ausbruch zu kommen, und ſie wußten dies auch.

Ein gellender Pfiff von Meta unterbrach den Zwiſt. Sie hatte ſich losgeriſſen und ſtand jetzt in der Mitte des Zimmers mit ausgeſpreizten Beinen, den zerriſſenen Hut keck auf die Seite geſetzt und in der Haltung eines Mannes, welcher ein Pferd die verſchiedenen Gangarten durchmachen läßt. Dies ſuchte ſie auch jetzt in der That nachzuahmen, denn Charlotte hatte ſie an dieſem Tage in den Stallhof geführt, um ſie dieſe Leiſtung mit anſehen zu laſſen.

Klatſch, klatſch! „Na, kannſt Du die Füße nicht beſſer heben, Du faule Beſtie?" Klatſch! klatſch! klatſch! „Mama, ich laſſe jetzt das Pferd galoppiren."

Charlotte ſah mit bewundernder Ekſtaſe zu und klatſchte vor Freuden in die Hände. Mary ſchien nicht zu wiſſen,

was sie denken sollte, und Margery stand mit großen Augen und offenem Munde da.

Es ließ sich kaum bezweifeln, daß Meta unter Mistreß Pain's umsichtiger Leitung mit der Zeit eine außerordentlich flotte junge Dame werden konnte.

„Das hat sie also von Ihnen gelernt?" rief Margery, die nicht länger an sich zu halten vermochte, zu Charlotte gewendet. „Nicht übel! In der That, bei Ihnen ist dieses Kind in guten Händen!"

Charlotte lachte ihr herausfordernd und verächtlich ins Gesicht.

Margery, die sich vielleicht selbst nicht traute und mit Recht die Worte fürchtete, die ihr der Zorn noch entreißen könnte, machte dem Auftritt ein Ende, indem sie Meta in die Arme faßte und trotz ihres rebellischen Strampelns und Schreiens mit Gewalt hinwegtrug. Als sie die Hausflur passirte, nahm sie ihr die Reitpeitsche und warf sie weit hinweg.

„Man möchte Dich zu einem Knaben, ja vielleicht zu etwas noch Schlimmerem machen, wenn es ginge", rief sie dabei. „Ich wollte, Miß Janet wäre heute Abend hier gewesen!"

„Was für ein blödsinniges altes Geschöpf ist doch diese Margery!" rief Charlotte immer noch lachend. „Wann ist sie denn von ihrer Reise wiedergekehrt?"

„Heute Abend — vor kaum einer Viertelstunde", entgegnete Mary. „Wollen Sie sich nicht setzen, Mistreß Pain?"

„Ich kann nicht; mein Pferd wartet", entgegnete Charlotte. „Etwas Neues hat es heute doch nicht gegeben?"

„Wenigstens habe ich nichts gehört; doch glaube ich, man sucht mir Manches zu verschweigen.“

„Na, lassen Sie nur den Muth nicht sinken. Noch weit schlimmere Geschichten als diese sind durchgefochten worden, ohne daß es Jemand etwas geschadet hat. Gute Nacht. Morgen lasse ich Meta wieder holen.“

„Morgen nicht“, entgegnete Mary, denn sie fühlte, daß der Kampf mit Margery dann ein zu furchtbarer werden würde. „Ich danke Ihnen sehr für Ihre Güte, Mistreß Pain“, setzte sie herzlich hinzu; „jetzt aber, wo Margery wieder da ist, wird diese sich nicht gern von Meta trennen wollen.“

„Nun, wie es Ihnen beliebt“, sagte Charlotte lachend. „Margery will sie nicht zu mir lassen, glauben Sie? Gute Nacht. Dormez bien!“

Ehe noch der Schall vom Schließen der Hausthür aufgehört hatte, durch das Haus zu dröhnen, war Margery wieder im Speisezimmer. Ihr Gesicht war vor Zorn ganz bleich.

Ihre Herrin erlaubte sich, obschon sie dies selten that, ihr einen Verweis zu ertheilen.

„Ihr vergaßt Euch, Margery, als Ihr vorhin mit Mistreß Pain spracht“, sagte sie. „Ich hätte sie beinahe an Eurer Statt um Entschuldigung gebeten.“

Nun war das Maß voll.

„Ich hätte mich vergessen!“ wiederholte Margery, indem ihr Gesicht immer bleicher ward. „Nein, ich habe mich nicht vergessen, denn sonst wäre diese Person nicht so aus dem Hause gekommen! Ich hätte mich eigentlich noch ganz anders aussprechen sollen. Ich hätte ihr sagen sollen,

daß es für uns alle besser gewesen wäre, wenn Mr. Georg sich nicht mit ihr eingelassen hätte."

„Margery!"

„Ich kann nicht anders — es muß heraus! Der Himmel weiß, daß ich Ihnen nie ein Wort von dieser Geschichte verrathen hätte, und vor kaum erst fünf Minuten hätte ich Harriet beinahe einen Denkzettel gegeben, weil sie sich unterstand, allerlei Andeutungen fallen zu lassen. Es wird nun aber die höchste Zeit, daß Sie ein wenig von dem erfahren, was zum Aergerniß der ganzen Stadt vorgegangen ist. Wie können Sie Ihr Kind den Händen dieses Weibes anvertrauen!"

„Margery", unterbrach Mary ihre Dienerin abermals. Die Worte derselben waren aber ein reißender Strom, der alles vor sich niederwirft.

„Die ganze Stadt hat davon gesprochen, und die Diener hier im Hause sind ebenso davon unterrichtet wie die in Ashlydyat. Wenn ich glauben müßte, Sie ließen dieses Kind noch einmal öffentlich mit dieser Person ausgehen, so wollte ich lieber seinem kleinen Sarge zur Gruft folgen."

Mary's Gesicht ward ebenso bleich wie das Margery's. Sie saß da wie eine Bildsäule und betrachtete ihre Dienerin mit Augen, aus welchen eine seltsame Furcht leuchtete.

„Ich weiß — nicht — was — Ihr — meint", sagte sie, die Worte nur mit Mühe hervorkeuchend.

„Ich meine weiter nichts, als daß Sie mit Blindheit geschlagen gewesen sind. Sie haben Ihren Herrn Gemahl für ein Muster von einem Ehemann gehalten, während er dies doch keineswegs gewesen ist. Hoffentlich werden Sie

mir verzeihen, wenn ich Ihnen jetzt ins Gesicht sage, was Andere schon längst hinter Ihrem Rücken gesagt haben."

Mary gab keine Antwort. Sie fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirn, auf welcher sich dicke Tropfen gesammelt hatten.

„Unser unglücklicher Herr wandelt schon lange auf diesen Abwegen", fuhr Margery in etwas gelassenerem Tone fort. „Diese Charlotte Pain, dieser Verrall und dieser — doch was kann es nützen, diese Menschen alle herzuzählen. Wenn wir alle die Augen richtig aufgethan hätten, so hätten wir schon längst sagen können, was das Ende sein müsse."

Mit diesen letzten Worten drehte Margery sich rasch herum und verließ das Zimmer ebenso plötzlich, als sie es betreten.

Mary blieb regungslos sitzen. Sie rang nach Athem und der kalte Schweiß trat ihr immer dichter auf die Stirn.

Das, was Margery so eben offen ausgesprochen, war schon mehrmals einem undeutlichen Schatten gleich an ihrer Seele vorübergezogen, hatte aber nie, wie jetzt, eine bestimmte Form gewonnen.

Fünftes Kapitel.

Es vergingen einige Tage und dann begann eine neue Woche. Jede Stunde brachte Mr. Georg Godolphin's — wie sollen wir es nennen — Unklugheit und Leichtsinn mehr an den Tag.

Seine Freunde nannten es — wie wir es so eben gethan — Unklugheit und Leichtsinn, seine Feinde nannten es Betrug und Schurkerei.

Thomas nannte es gar nicht. Mit keinem Worte sprach er einen Vorwurf gegen seinen Bruder aus, und gern hätte er die ganze Schmach auf sich allein genommen, wenn dies möglich gewesen wäre. Georg's Handlungsweise brach ihm das Herz und stürzte ihn vor der Zeit ins Grab, aber nie sagte er in Gegenwart Anderer: „Er ist mir ein schlechter Bruder gewesen."

Georg Godolphin war immer noch nicht nach Hause zurückgekehrt. Man konnte nicht gerade sagen, daß er sich versteckt hielt, denn er ward zuweilen in London von Leuten, die dorthin kamen, gesehen. Vielleicht trieb er seine gewohnte Sorglosigkeit so weit, daß er seine eigene persönliche Sicherheit aufs Spiel setzte, und seine Abwesen-

heit von Priors Ash war vielleicht blos eine Folge seiner Abneigung, mit den so schwer benachtheiligten Bewohnern dieser Stadt zusammenzutreffen.

Wäre er der alleinige Inhaber des Geschäfts gewesen, so hätte er dasein müssen, um das Concursverfahren einleiten zu lassen, so aber hatte Thomas bis jetzt alles dies allein besorgt.

Es kam aber ein Tag, wo Thomas dies nicht mehr im Stande war. Wohl oder unwohl stand er jetzt frühzeitig auf und eilte nach einem hastigen Frühstück sogleich in die Bank, wo es jetzt mit dem Ordnen der Bücher viel zu thun gab.

Eines Morgens, als er mit seiner Schwester beim Frühstück saß, trat sein Diener Bexley mit einigen Briefen ein, welche die Post gebracht hatte.

Ehe der alte Mann aber seinen Herrn, der mit dem Rücken nach der Thür gekehrt saß, erreichen konnte, gab Janet ihm einen Wink, und Bexley legte die Briefe stillschweigend auf einen Seitentisch.

Thomas Godolphin's Briefe waren in der letzten Zeit nicht von trostreicher oder erfreulicher Art gewesen, mochten sie nun an die Bank oder nach Ashlydyat adressirt sein, und Janet meinte, es könne nichts schaden, wenn er wenigstens sein Frühstück in Ruhe genösse.

Janet dachte nach einer Weile gar nicht mehr daran, daß die Briefe dalagen. Thomas verhielt sich schweigend, Janet, Bessy und Cecily aber unterhielten sich über gewisse Nachrichten, welche sie den Tag vorher von Lady Godolphin erhalten, Nachrichten, durch welche sie nicht wenig überrascht worden.

Lady Godolphin zeigte sich nämlich als treue Freundin. Sie hatte ihren Stiefkindern gemeldet, daß sie künftig selbst wieder ihren Wohnsitz in der Folly zu nehmen gedächte, damit sie sich nicht von Priors Ash, dem Ort ihrer Geburt, zu trennen brauchten. Natürlich war dies eine wirklich mit Zartgefühl ausgedrückte Hindeutung, daß sie ihre Wohnung mit ihren Stiefkindern zu theilen beabsichtige.

„Ich kann von diesem Anerbieten keinen Gebrauch machen", bemerkte Janet. „Meines Bleibens ist nicht in Priors Ash, sondern ich wünsche mich vielmehr so weit als möglich davon hinweg."

Bessy meinte, sie werde gern die Folly mit bewohnen, denn es würde ihr schwer ankommen, Priors Ash zu verlassen.

Cecily sagte nichts.

Während dieses eifrigen Gesprächs hatten die Schwestern nicht darauf geachtet, daß Thomas sich von seinem Stuhl erhoben hatte und jetzt an dem Nebentische saß und seine Briefe öffnete.

Plötzlich wurden sie durch ein leises Geräusch, welches wie ein Stöhnen klang, aufgeschreckt.

Thomas saß anscheinend bewußtlos in seinen Stuhl zurückgelehnt, seine Hände hingen schlaff herab und über sein Antlitz hatte sich die Farbe des Todes gebreitet.

Waren die Tropfen, die ihm auf der Stirn standen, vielleicht der Thau des Todes?

Cecily kreischte laut auf. Bessy riß die Thür auf und rief nach Hülfe. Janet wendete sich blos nach ihren Schwestern herum und gebot ihnen mit ernster Geberde Schweigen.

Bexley kam sofort ins Zimmer geeilt und sah seinen Herrn an.

„Er wird binnen wenigen Augenblicken wieder zu sich kommen“, flüsterte er.

„Ja, das glaube ich auch“, stimmte Janet bei. „Dennoch aber wäre es mir lieb, wenn Mr. Snow dawäre.“

Bexley war noch der einzige Diener in Ashlydyat.

Wenn die Mittel zur Führung eines Haushalts zu Ende gehen, so löst sich derselbe in der Regel sehr schnell auf, und es war den gutgeschulten Dienern von Ashlydyat nicht schwer gefallen, anderwärts Stellen zu finden.

Nur Bexley hatte sich standhaft geweigert, zu gehen. Er verlange keinen Lohn, sagte er, aber er werde seinen Herrn nicht verlassen, solange —

Bexley redete nicht aus, aber man verstand ihn. Solange sein Herr lebte, meinte er.

Thomas begann sich wieder zu erholen. Er schlug langsam die Augen auf und hob die Hand empor, um sich den Schweiß von dem blassen Antlitz zu trocknen. Auf dem Tische vor ihm lag einer der geöffneten Briefe. Janet erkannte Georg's Handschrift.

Sie schob den Brief mit einer Geberde der Entrüstung und des Abscheus über den Tisch hinüber.

„Das war also die Ursache!“ rief sie.

„Nein“, lispelte Thomas; „es war der Schmerz hier.“

Er legte seine Hand auf eine Stelle unterhalb der Brust, auf dieselbe, wo er den Schmerz schon früher empfunden.

Welcher Schmerz hatte ihm die Besinnung geraubt? Die geistige Qual in Folge von Georg's Handlungsweise

oder die physische Marter seiner Krankheit? Wahrscheinlich Beides.

Er streckte die Hand nach dem Briefe aus und gab durch eine Geberde zu verstehen, daß derselbe wieder zusammengefaltet werden sollte.

Bexley, welcher ohne seine Brille nicht im Stande gewesen wäre, ein einziges Wort zu lesen, ergriff den Brief, faltete ihn zusammen und steckte ihn wieder in das Couvert.

Nun schien Thomas beruhigt zu sein und schloß die Augen wieder.

„Ich werde nun gehen und Mr. Snow holen", flüsterte Bexley der ältesten Schwester seines Herrn zu. „Jetzt treffe ich ihn noch, ehe er die Runde bei seinen Patienten beginnt."

Es dauerte nicht lange, so war Mr. Snow in Ashlydyat, denn die Aerzte haben flinke Füße. Janet sah ihn kommen und ging ihm bis in die Hausflur entgegen. Sie war sehr bleich und niedergeschlagen.

„Ihr Bruder hat wieder einen Anfall gehabt, wie ich höre", begann Mr. Snow in seiner geraden Weise. „Ohne Zweifel ist wieder eine Gemüthserschütterung daran schuld gewesen. Bexley sagte mir, sein Herr sei von dem Anfall ereilt worden, während er Briefe gelesen."

„Ja", antwortete Janet; „der Brief war, wie ich sah, von Georg geschrieben, und von diesem kann nichts Erfreuliches kommen."

Mr. Snow gab einen unartikulirten Laut von sich, während er sich nach der Treppe wendete.

„Gehen Sie nicht hinauf", bemerkte Janet. „Mein Bruder ist im Frühstückszimmer."

Bleich, abgezehrt und mit immer noch feuchter Stirn lag Thomas Godolphin jetzt auf dem Sopha, richtete sich aber, als der Arzt eintrat, zu sitzender Stellung empor.

Mr. Snow that einige Fragen, welche der Kranke beantwortete, und sagte dann:

„Sagte ich Ihnen nicht, daß Sie sich vollkommen ruhig verhalten müßten, daß Sie der Ruhe nicht blos des Körpers, sondern auch des Geistes bedürfen?“

„Allerdings. Aber wie soll ich dies möglich machen? Auch jetzt, in diesem Augenblick, sollte ich eigentlich in der Bank sein und den Kampf dort weiter durchfechten.“

„Wo ist denn Georg?“ fragte Mr. Snow fast heftig.

„In London“, entgegnete Thomas Godolphin. Er sagte dies aber nicht im Tone der Klage oder des Vorwurfs, sondern auf eine Weise, welche anzudeuten schien, daß er fernerweiten Bemerkungen über dieses Thema überhoben zu sein wünsche.

Mr. Snow kehrte sich aber an dergleichen Andeutungen nicht.

„Sie haben“, hob er wieder an, „nur zwischen zwei Dingen zu wählen, Mr. Godolphin. Entweder muß Georg zurück und Ihnen die Last der Geschäfte abnehmen, oder Sie sterben.“

„Ich werde so wie so sterben, lieber Freund“, entgegnete Thomas Godolphin mit wehmüthigem Lächeln.

„Ja, das geht uns am Ende allen so“, sagte der Arzt. „Es ist aber durchaus nicht nothwendig, daß man seinen Tod durch die Handlungsweise Anderer beschleunigen läßt. Was macht Ihr Bruder denn in London?“

„Das weiß ich wirklich nicht.“

„Wahrscheinlich geht er seinem Vergnügen nach. Wie ist denn seine Adresse?“

„Das weiß ich auch nicht.“

„Aber wer weiß es denn sonst? Seine Frau?“

„Jetzt weiß sie es vielleicht — ich habe sie nicht gefragt.“

„Er muß hierher.“

Thomas schüttelte den Kopf, worüber Mr. Snow sehr zornig zu werden schien.

„Sie wollen also wohl durchaus bald sterben?“ fragte er. „Man sollte es wirklich meinen, da Sie Ihren Bruder so gänzlich fernhalten.“

„Niemand würde sich mehr freuen, meinen Bruder hier zu sehen, als ich“, entgegnete Thomas Godolphin, „wenn es nämlich räthlich wäre, daß er käme.“

„Brauchen wir wohl etwas vor einander zu verheimlichen, Mr. Godolphin?“ hob der Arzt nach einer Pause wieder an. „Sie können sich denken, daß die Gerüchte, welche jetzt die Runde durch die Stadt machen, auch mir zu Ohren gekommen sind. Ein Arzt erfährt alles. Sie wissen nicht gewiß, ob es für Georg gerathen wäre, nach Priors Ash zurückzukommen?“

„So etwas ist es allerdings, lieber Freund.“

„Aber was liegt jetzt — es kann nichts nützen, lange um die Sache herumzugehen — außer der Sache mit Lord Averil's Werthpapieren weiter gegen ihn vor?“

„Nichts; wenigstens nichts in — in —“

Er stockte. Er konnte es nicht über sich gewinnen, von seinem Bruder zu sagen: in crimineller Beziehung.

„Nichts, wovon das Gericht in unangenehmer Weise

Kenntniß nehmen könnte", ergänzte Mr. Snow freimüthig. „Wohlan, meine Meinung ist, daß von Lord Averil's Seite auch nicht das Mindeste zu befürchten steht. Er ist Ihr alter treuer Freund, Mr. Godolphin."

„Der meinige ist er allerdings von jeher gewesen, der Georg's aber nicht sonderlich. Die meisten Menschen, welche einen solchen Verlust erführen, würden denselben zu rächen suchen, ohne dabei weitere Rücksicht auf frühere Freundschaft zu nehmen. Ich bin meiner Sache nicht gewiß und deshalb kann ich auch nicht die Verantwortlichkeit auf mich nehmen, zu meinem Bruder zu sagen: Du kannst ohne Gefahr hierher zurückkehren. Lord Averil ist mir seit dem Beginn dieser Krisis nicht wieder zu nahe gekommen und ich schließe daraus nichts Gutes."

„Daß er Ihnen seitdem nicht wieder zu nahe gekommen ist, hat seinen triftigen Erklärungsgrund darin, daß er Priors Ash verlassen hatte."

„Er hat Priors Ash verlassen? Davon habe ich nichts gewußt."

„Er ward ganz unvermutheter Weise einige Tage, nachdem Ihre Firma sich insolvent erklärt, durch die Krankheit eines Verwandten abgerufen. Wahrscheinlich ist er aus Gründen des Zartgefühls nicht erst noch einmal bei Ihnen gewesen."

„Das mag wohl richtig sein", entgegnete Thomas Godolphin, obschon nicht in hoffnungsvollem Tone. „Wann kommt er denn wieder?"

„Er ist schon wieder da. Vorige Nacht ist er wiedergekommen."

Es trat eine Pause ein. Thomas sprach zuerst wieder.

„Ich wollte, Sie könnten mir etwas verschreiben, was diese schmerzhaften Anwandlungen beseitigt oder doch mildert", sagte er. „Die Qual ist eine zu furchtbare."

„Ich weiß es wohl", entgegnete Mr. Snow. „Was nützt es aber, wenn ich Ihnen auch etwas verschreibe? Sie beachten meine Verordnungen doch nicht."

Thomas sah ihn überrascht an.

„Habe ich denn nicht alles gethan, was Sie mir verordnet haben?" fragte er.

„Nein. Ich verordne Ihnen Ruhe des Geistes und des Körpers. Sie gönnen sich aber weder die eine noch die andere."

Thomas Godolphin neigte sich näher zu dem Arzt und schwieg eine Weile, ehe er antwortete:

„Ruhe des Geistes gibt es für mich nicht mehr. Ich kann mich ihrer nie wieder erfreuen. Wäre mir noch ein langes Leben beschieden, so würde der große Tröster aller Leiden, die Zeit, auch mir vielleicht wenigstens einen Grad von Gemüthsruhe wieder schenken, aber das werde ich nicht erleben. Sie wissen selbst, lieber Freund, in wie hohem Grade durch den Schlag, der mich getroffen, mein Hintritt beschleunigt werden wird."

„Der Schlag hätte das Haupt Ihres Bruders, nicht das Ihrige treffen sollen", entgegnete der Arzt mürrisch, weil er sich außer Stande sah, die Worte des Kranken zu widerlegen. „Auf keinen Fall können Sie länger die Last der Geschäfte allein tragen."

„Aber ich muß. Es läßt sich einmal nicht ändern."

„Und wenn nun Ihr Tod die Folge davon ist?"

„Dann kann ich es ebenso wenig ändern. Einer von

uns muß hier sein und Georg kann nicht. Sie kennen die Bankrottgesetze nicht."

„Es ist dies abermals ein Nagel zu Ihrem Sarge", brummte Mr. Snow, als er Abschied nahm.

Er ging direct nach dem Bankhause und verlangte hier Mistreß Georg Godolphin zu sprechen.

Mary saß in ihrem saubern Morgenkleide von lavendelfarbigem Musselin am Tische und hatte ihr Töchterchen auf dem Schooße. Sie hatte der Kleinen eben eine biblische Geschichte vorgelesen und sprach jetzt mit ihr in leisem Tone, während ihr sanftes, reines und doch so trauriges Antlitz sich zu dem zu ihr emporgewendeten des Kindes herabneigte.

„Nun, mein kleines Fräulein, wie befinden sich denn die Puppen?" fragte der Arzt, nachdem er gegrüßt. „Schicken Sie Ihr Töchterchen auf einen Augenblick fort, Mistreß Georg Godolphin."

Meta verließ sofort das Zimmer, um ihre Puppen zu holen.

Mr. Snow nahm Mary gegenüber Platz.

„Warum kommt Ihr Herr Gemahl nicht wieder?" fragte er ohne weitere Umstände.

Die Frage schien Mary schmerzlich zu überraschen. Sie öffnete die Lippen, um zu antworten, schwieg aber dennoch.

Mr. Snow hob wieder an:

„Sein Ausbleiben äußert auf Mr. Thomas Godolphin die verderblichste Wirkung. Ich mache ihm Ruhe, vollständige Ruhe zur Pflicht, statt dessen aber muß er einen Tag wie den andern hierher, wo unangenehme Auftritte

aller Art seiner harren. Ihr Gatte muß wieder zurück, Mistreß Georg Godolphin."

„Ja", antwortete sie mit matter Stimme, hatte aber nicht den Muth, zu sagen, daß dies vielleicht aus Rücksichten auf seine persönliche Freiheit nicht geschehen könne.

„Durch einen Mord wird diese unglückliche Angelegenheit nicht besser und würde dadurch ebenso wenig zu einem erwünschten Ende geführt werden. Ein Mord ist es aber geradezu, wenn er nicht wiederkommt, denn dann muß Mr. Thomas Godolphin sterben."

Mary schien das Blut in den Adern zu stocken, während gleich darauf ihre Pulse nur um so stürmischer schlugen.

„Geht es denn mit meinem Schwager bedeutend schlimmer?" fragte sie.

„Leider ja. Ich ward heute Morgen zu ihm gerufen. Mein letzter Befehl, den ich ihm ertheilte, war, daß er nicht etwa versuchen solle, in die Bank zu kommen. Er entgegnete, er müsse hierher kommen, es ließe sich einmal nicht ändern. Ich glaube auch selbst, daß es sich, solange Georg nicht da ist, nicht ändern läßt. Sie müssen daher Ihren Gatten bewegen, wieder nach Priors Ash zurückzukehren."

Mary's Miene verrieth, daß sie nicht wußte, was sie sagen sollte.

Mr. Snow las diesen Ausdruck vollkommen richtig.

„Meine werthe Mistreß Georg Godolphin, ich glaube nicht, daß für Ihren Gatten dabei die geringste Gefahr zu besorgen wäre, denn Lord Averil ist ja ein persönlicher Freund Ihres Schwagers, und wenn er unangenehme

Erörterungen in dieser Angelegenheit anstellen lassen wollte, so hätte er dies sicherlich bereits gethan."

„Ja, daran habe ich auch gedacht", antwortete Mary.

„Und nun muß ich wieder gehen", sagte der Arzt, indem er sich erhob. „Ich wollte, der heutige Tag wäre doppelt so lang, so viel habe ich zu thun; dennoch habe ich es möglich gemacht, einige Minuten zu erübrigen, um Ihnen dies zu sagen. Schaffen Sie Ihren Gatten her; thun Sie es um seines guten Bruders willen."

Mary traten die Thränen in die Augen. Sie konnte an Thomas Godolphin und dessen unverdiente Leiden nicht denken, ohne aufs tiefste gerührt zu werden.

Mr. Snow sah die nassen Wimpern und legte seine Hand auf das glattgescheitelte Haar.

„Sie haben auch Ihren Antheil an diesem Unglück zu tragen", sagte er; „einen größern Antheil, als Ihnen eigentlich gebührt. Sie sehen schon ganz krank und gespenstisch aus. Warum läßt er Sie diesen Kampf allein bestehen?" setzte Mr. Snow hinzu, denn sein Zorn überwältigte ihn, als er das bleiche Antlitz der armen Frau betrachtete und ihr aufsteigendes Schluchzen hörte. „Die ganze Stadt schreit über ihn. Sind denn Sie und sein Bruder in seinen Augen von geringerer Bedeutung als er, daß er Sie auf diese Weise preisgibt?"

Sie bemühte sich, ihren Gatten zu entschuldigen. Er war ihr Gatte trotz jener von Margery ausgesprochenen grausamen Verleumdung.

Mr. Snow wollte aber nichts davon hören. Er habe keine Zeit, sagte er, und ging rasch zur Thür hinaus, wo-

bei er Meta, die eben mit ihren Puppen herein wollte, beinahe über den Haufen gerannt hätte.

Mary schickte die Kleine wieder in die Kinderstube, lehnte ihren Kopf an den Rahmen des geöffneten Fensters und schaute mechanisch hinaus auf die Terrasse, während sie über die so eben gehörten Worte: „Wenn Georg nicht zurückkommt, so ist dies geradezu ein an Thomas Godolphin verübter Mord", nachdachte.

Alle Fasern ihres Körpers wurden dadurch in Aufregung gesetzt und ihr edelmüthiges Herz in seinen innersten Tiefen bewegt.

Georg mußte zurück. Sie war schon längst derselben Ansicht gewesen. Nicht um ihretwillen, denn auf sich selbst nahm sie keine Rücksicht, wohl aber um seines Bruders und um seiner selbst willen.

Tief in ihrem Herzen barg sie jene entsetzliche Offenbarung seiner Untreue und bemühte sich, sie hier zu begraben, wie dies die Pflicht eines jeden Weibes verlangt, welches seine Pflichten und seine Würde recht erkennt.

Es war ihr, als sei nun die Zeit da, wo sie sich nach dem wirklichen Stand der Dinge ein wenig näher erkundigen müsse, anstatt sich zu verbergen und ihre Zeit in Furcht und Trauer hinzubringen.

Und wenn die ganze Welt sich gegen ihren Gatten erklärte, wenn die ganze Welt Grund dazu hatte, so war sie doch immer noch sein Weib und sein Interesse und sein Wohlergehen zugleich das ihrige.

Wenn es daher möglich war, daß er durch ihre Bemühungen wieder zur Stelle geschafft würde, so durfte sie es an diesen Bemühungen nicht fehlen lassen.

Die Worte des Arztes hallten noch in ihrem Ohr. Wie sollte sie aber seinem Verlangen entsprechen?

Sie dachte einige Minuten nach, drückte ihre glühende Stirn an das kalte Fenstergesims, drehte sich dann wieder herum und zog die Klingel.

Als der Diener erschien, beauftragte sie diesen, in die Bank hinunter zu gehen und Mr. Hurde zu ersuchen, sich auf fünf Minuten bei ihr einzufinden.

Es dauerte nicht lange, so trat Mr. Hurde ein. Er erschien mit der Feder hinter dem Ohr und die Brille über die Stirn hinaufgeschoben.

Es war keine angenehme Aufgabe, und Mary mußte mehrmals von vorn anfangen, ehe sie dem alten Kassirer begreiflich machen konnte, was sie eigentlich wollte. Sie bat ihn, sie von dem dermaligen Stand der Dinge genau in Kenntniß zu setzen und ob etwas gegen ihren Gatten vorläge oder nicht.

Mr. Hurde gab keine zufriedenstellende Antwort. Er nahm seine Brille ab und putzte sie.

Mary hatte ihn ersucht, Platz zu nehmen, und setzte sich neben ihn, während sie sich mit dem Ellbogen auf den Tisch stützte und ihr Gesicht ein wenig zur Erde neigte.

Mr. Hurde wußte nicht, was sie gehört oder was sie nicht gehört hatte, und inwieweit es für ihn räthlich sein würde, mit der Sprache herauszugehen.

Sie errieth das Dilemma, in welchem er sich befand.

„Sagen Sie mir alles, Mr. Hurde", sagte sie, indem sie mit flehender Miene zu ihm aufblickte. „Sie üben dadurch ein Werk der Barmherzigkeit, denn nichts kann grausamer sein als die Ungewißheit, in welcher ich jetzt

schwebe. Was mit Lord Averil's Werthpapieren vorgegangen ist, weiß ich."

„So!" entgegnete er, sagte aber weiter nichts.

„Ich will Ihnen sagen, warum ich frage", fuhr Mary fort. „Mr. Snow war hier und sagte mir, daß mein Schwager unfehlbar einem baldigen Tode entgegen ginge, wenn er täglich in der Bank sein müßte. Er sagt, mein Mann müsse zurück, um die Stelle seines Bruders zu vertreten, und ich glaube selbst, daß er dies thun muß, wenn es ohne Gefahr geschehen kann."

„Ja, ich wünschte auch, er könnte zurückkommen", entgegnete Mr. Hurde rascher und nachdrücklicher, als er gewöhnlich sprach. „Mr. Thomas Godolphin kann wirklich diese Qual ohne unmittelbare Gefahr für sein Leben nicht länger ertragen. Nur weiß ich nicht, ob es eben wegen jener fehlenden Werthpapiere für Mr. Georg gerathen wäre, sich jetzt schon wieder hier einzufinden."

„Was liegt denn sonst noch gegen ihn vor?" fragte Mary mit banger Erwartung.

„Nichts, gar nichts."

„Also nichts weiter?" fragte sie nochmals, während ein Schatten von Hoffnung ihr Antlitz und ihr Herz erleuchtete.

„Nein, nichts; das heißt, nichts, weswegen er zur Criminaluntersuchung gezogen werden könnte", setzte der alte Kassirer mit besonderem Nachdruck hinzu, als ob er glaubte, daß noch weit mehr vorläge, dafern das Gesetz nur Kenntniß davon genommen hätte. „Wenn Lord Averil nicht auf gerichtliche Untersuchung anträgt, so kann Mr. Georg Godolphin morgen wiederkommen. Uebrigens muß

er auf alle Fälle nun bald zurück, um vor dem Insolvenzgericht Rede zu stehen, oder —"

„Oder?" fragte Mary stammelnd, denn Mr. Hurde stockte. „Reden Sie aus!"

„Oder er darf gar nicht wiederkommen, sich mit einem Worte nie wieder in England sehen lassen. So steht die Sache, Mistreß Georg Godolphin."

„Wäre es nicht gut, wenn man sich über Lord Averil's Absichten in dieser Beziehung Gewißheit verschaffte, Mr. Hurde?" hob sie nach einer Pause wieder an.

„Allerdings wäre dies sehr gut, wenn es geschehen könnte. Ich wüßte aber nicht, wer sich dieser Aufgabe unterziehen sollte."

Mary begann sich im Stillen der Ansicht zuzuneigen, daß dies von ihr geschehen könne.

„Wissen Sie gewiß, daß gegen Georg sonst nichts vorliegt?" fragte sie nochmals.

„Nein, es liegt sonst nichts vor, was ihn abhalten müßte, nach Priors Ash zurückzukehren."

Nachdem Mr. Hurde auf diese Weise die an ihn gestellten Fragen beantwortet, entfernte er sich. Mary verlor sich in Gedanken. Konnte sie wagen, zu Lord Averil zu gehen und seine Barmherzigkeit anzuflehen? Sie erröthete bei diesem Gedanken bis in die Stirn hinauf. Die letztvergangene Zeit hatte sie jedoch Demuth gelehrt, und es handelte sich ja blos um einen neuen Tropfen Wermuth in den Kelch ihrer Leiden.

Und welche Herzenserleichterung mußte es sein, wenn dieser furchtbaren Ungewißheit ein Ende gemacht ward! Wer konnte wissen, ob Lord Averil, selbst wenn er die Ab-

sicht hatte, auf gerichtliche Untersuchung anzutragen, durch ihre Bitten nicht davon zurückgebracht ward?

Wenn dies der Fall war, dann konnte sie mit Recht sagen, daß Gott sie zu ihm geschickt habe.

Das Bild hatte freilich auch seine Kehrseite. Es war möglich, daß sie stolz empfangen und kalt abgewiesen ward. Wie sie dies ertragen würde, daran wagte sie gar nicht zu denken.

Sollte sie gehen? Konnte sie gehen? Immer noch war sie nicht im Stande, den nöthigen Muth zusammenzuraffen.

Was war das für ein Geräusch? In der Hausflur machte sich eine gewisse Bewegung hörbar. Mary öffnete die Thür des Speisezimmers und schaute hinaus.

Thomas Godolphin war gekommen und trat, auf den Arm seines alten treuen Dieners Bexley gestützt, in die Bank, um hier sein Tagewerk durchzumachen, während sein Gesicht aussah wie das eines Sterbenden.

Dies gab den Ausschlag.

„Ich will gehen!“ murmelte Mary bei sich selbst. „Ich will zu Lord Averil gehen und alles hören, was es dort zu hören geben mag. Ich will es thun, um Thomas Godolphin's willen.“

Sechstes Kapitel.

Mary's beabsichtigter Besuch bei Lord Averil erscheint vielleicht Manchem als etwas sehr Unbedeutendes, als eine jener geringfügigen Unannehmlichkeiten, die wir auf unserm Lebenswege einmal nicht gänzlich umgehen können. Wer aber die Empfindungen eines zartfühlenden Wesens wie Mary zu würdigen weiß, der vermag auch zu ermessen, welch eine peinvolle Aufgabe sie sich gestellt hatte.

Mit vor innerer Bewegung gerötheten Wangen und bang klopfendem Herzen trat sie im vollen Glanz der Mittagssonne aus ihrem Hause.

Ein weniger heller Tag wäre ihr willkommener gewesen. Sie war, seitdem die Katastrophe eingetreten, so selten ausgegangen — in der That nur jenes eine Mal, wo sie ihre Mutter besuchte — daß ihr Erscheinen auf der Straße nothwendig allgemeines Aufsehen erregen mußte.

„Da geht Mistreß Georg Godolphin!" hieß es, und überall rannte man an Thüren und Fenster, als ob sie eine in Priors Ash unbekannte und dem Publikum noch niemals vor Augen gekommene Merkwürdigkeit gewesen wäre.

Mary schützte ihr glühendes Antlitz vor den gaffenden Blicken, so gut sie konnte, durch ihren kleinen Sonnenschirm und ging ihres Weges weiter.

Lord Averil wohnte, wie sie auf Befragen gehört, bei Oberst Max, und ihr Weg führte sie an der Rectorei Allerseelen und an Lady Sarah Grame's Haus vorbei.

Lady Sarah stand am Fenster und Mary verneigte sich grüßend. Der Gruß ward nicht erwidert. Mit stolz verächtlicher Geberde und kaltem Blicke wendete Lady Sarah sich ab.

Hätte es noch irgend etwas bedurft, um Mary zu zeigen, in welcher Achtung sie jetzt in Priors Ash stand, so wäre dieser Beweis von Geringschätzung und Feindseligkeit hinreichend gewesen.

Die Entfernung von ihrer Wohnung bis zu der des Obersten Max betrug ungefähr eine Wegstunde.

Es war dies ein etwas langer Marsch für Mary, denn ihre Gesundheit war jetzt nicht von der Art, daß sie körperliche Anstrengungen hätte ertragen können.

Das Haus des Obersten war ein viereckiges Gebäude von mäßiger Größe, welches ziemlich weit seitwärts von der Landstraße stand, und als Mary in die nach dem Hause führende Allee einbog, begann in Folge des weiten Wegs und der Furcht vor der bevorstehenden Unterredung die krankhafte Ermattung ihres Herzens sich in ihren Zügen zu malen.

Die ihr von Lady Sarah Grame zugefügte Beleidigung, denn anders konnte man es nicht nennen, schien ihr gewissermaßen ein Vorspiel dessen zu sein, was sie von Lord Averil zu erwarten hätte, und Lady Sarah hatte

nicht den zehnten Theil des Verlustes zu tragen, welcher Lord Averil getroffen.

Niemand konnte sich dem Hause des Obersten nähern, ohne von dem Gebell und Geheul der Jagdhunde begrüßt zu werden, deren Ställe sich in unmittelbarer Nähe befanden.

In glücklichern Tagen — in Tagen, die erst seit so kurzer Zeit der Vergangenheit angehörten, daß sie fast noch zur Gegenwart gerechnet werden konnten — wenn Mary und ihr Gatte dieses Haus als eingeladene Gäste besucht, hatte sie sich allemal im Wagen dichter an Georg geschmiegt und ihm zugeflüstert, wie unangenehm es ihr sein würde, wenn er eine solche Meute in der Nähe ihrer Wohnung hielte.

Niemals, niemals wieder sollte sie mit ihrem Gatten an der Seite an diesem Hause vorfahren. Ha, welch ein Contrast! Jetzt näherte sie sich ihm wie die Verbrecherin, wofür die Welt sie hielt, und verhüllte ihr Antlitz mit dem Schleier.

Sie erreichte die Thür und stand eine Weile still, ehe sie die Klingel zog. Ihre Pulse schlugen stürmisch und ihr Herz pochte, als ob es die Brust zersprengen wollte.

Je näher die Unterredung bevorstand, desto furchtbarer schien sie zu sein und sie selbst desto weniger im Stande, ihr entgegenzugehen.

Sie fühlte sich versucht wieder umzukehren, und sie hätte es vielleicht auch gethan, wenn nicht der Gedanke an Thomas Godolphin sie bewogen hätte, ihrem Vorsatz treu zu bleiben.

Sie zog die Klingel — zögernd und schüchtern.

Ein Mann in grüner Livree öffnete gemächlich die Thür.

„Ist Lord Averil zu Hause?“

„Nein.“

Der Diener war erst kürzlich angetreten und kannte sie nicht. Er fand es vielleicht sonderbar, daß eine Dame, welche in leisem Tone sprach und unter ihrem Schleier kaum die Augen aufschlug, so ganz allein hierher kam, um nach Lord Averil zu fragen. In etwas kurzem Tone hob er wieder an:

„Mylord ist vor ungefähr einer Stunde mit dem Obersten ausgegangen, und es läßt sich durchaus nicht sagen, wann sie wieder zurückkommen werden.“

Bei Mary's Furcht vor der gesuchten Unterredung war diese Mittheilung beinahe eine Herzenserleichterung für sie. Seltsamerweise waren ihre Gedanken so ausschließlich mit dem gefürchteten Auftritt beschäftigt gewesen, daß sie an Lord Averil's mögliche Abwesenheit gar nicht gedacht hatte.

Der Diener behielt die Thür halb geöffnet, halb geschlossen in der Hand. Hätte er Mary ersucht, einzutreten und Platz zu nehmen, so hätte sie es vielleicht gethan, um wenigstens etwas auszuruhen und neue Kräfte für den Heimweg zu sammeln. Es geschah dies aber nicht.

Mary lenkte ihre Schritte wieder die Allee hinab, bog, nachdem sie eine kurze Strecke gegangen war, in einen dunklen, von Bäumen beschatteten Gang ein und setzte sich hier auf eine Bank.

Sie schlug, um einmal frei aufzuathmen, ihren förmlich heiß gewordenen Schleier zurück und drückte ihre pulsirende Stirn an den dicken Stamm der alten Eiche, an deren Fuße die Bank angebracht war.

In diesem selben Augenblick kam Jemand die Allee herauf, erblickte sie und eilte sofort auf sie zu.

Es war Lord Averil.

War nun der Augenblick wirklich da? Jeder Tropfen Blut in Mary's Adern schien sich nach dem Herzen zurückzudrängen und jede Furcht, welche die Phantasie heraufbeschwören kann, drohend vor ihr aufzutauchen.

Sie stand auf und sah Lord Averil an, obschon die Sehkraft ihr untreu zu werden schien, und ihr Gesicht ward todtenbleich.

Als er aber mit dem Ausdrucke der innigsten Achtung und Theilnahme ihre Hand faßte, als er seine Ueberraschung, sie zu sehen, und sein Bedauern über ihr anscheinendes Unwohlsein aussprach, als er sie mit jedem Kennzeichen unveränderter Werthschätzung und Achtung anredete, da ward sie von dem Umschwung der Gefühle überwältigt und brach laut schluchzend in einen leidenschaftlichen Thränenstrom aus.

„Der weite Weg hat mich ermüdet", sagte sie, wie um ihre Gemüthsbewegung und Aufregung zu entschuldigen und zu erklären. „Ich bin gekommen, um mit Ihnen zu sprechen, Mylord. Ich — ich — möchte Sie um etwas bitten."

„Aber Sie hätten nicht zu Fuße gehen sollen", antwortete er in freundlich vorwurfsvollem Tone. „Warum haben Sie mir nicht ein paar Zeilen geschrieben? Ich wäre dann zu Ihnen gekommen."

Es war ihr, als müßte sie ohnmächtig werden. Sie hatte ihre Handschuhe ausgezogen, und ihre kleinen weißen Hände wanden sich krampfhaft und verriethen gewaltigen

Bayerische Staatsbibliothek München

innern Schmerz. Ihre bleichen, bebenden Lippen waren nicht im Stande, zusammenhängend zu sprechen.

„Ich wollte Sie bitten, barmherzig und nachsichtig gegen meinen Gatten zu sein und ihn nicht zur gerichtlichen Untersuchung ziehen zu lassen.“

Sie sprach diese Worte keuchend und flüsternd, während das Gefühl der Scham ihr Antlitz dunkelroth färbte.

Lord Averil antwortete nicht sogleich, und die Zögerung, die Furcht vor ungünstigem Erfolg gab ihr einen gewissen Grad von Muth.

„Um meines Schwagers Thomas willen“, sagte sie; „ich bitte Sie um meines Schwagers Thomas willen.“

„Meine werthe Mistreß Godolphin“, hob er an, aber sie unterbrach ihn wieder, während ihr Ton in den der verzweifeltsten Energie überging:

„O seien Sie barmherzig, seien Sie barmherzig! Seien Sie barmherzig gegen meinen Gatten um seines Bruders willen, Lord Averil, ja auch um Georg's selbst willen, um meinetwillen, um meines armen Kindes willen. Er kann nicht wieder nach Priors Ash zurückkehren, wenn Sie nicht Erbarmen mit ihm haben. Er kann jetzt nich zurückkommen, und Thomas muß die ganze Bürde dieses schweren Unheils allein tragen, obschon er derselben fast erliegt. Mr. Snow war heute Morgen bei mir und sagte, daß Thomas' Kräfte dieser Aufgabe nicht länger gewachsen seien. Er sagte, Georg müsse zurück, wenn das Leben seines Bruders gerettet werden solle. Ich hörte dann von Mr. Hurde, es stelle sich seiner Rückkunft kein Hinderniß weiter entgegen als die Gefahr, die ihm von Ihnen drohe, Lord Averil. Nun entschloß ich mich, zu Ihnen zu gehen.“

Bayerische Staatsbibliothek München

„Ich werde ihn nicht zur Criminaluntersuchung ziehen lassen, Mistreß Georg Godolphin", antwortete Lord Averil. „Meine lange Freundschaft mit seinem Bruder verbietet es mir. Georg kann morgen zurückkommen und vollkommen überzeugt sein, daß er von mir nichts zu fürchten hat."

„Ist das wahr? Darf ich Ihren Worten trauen?" keuchte sie.

„Ja, das dürfen Sie. Es ist mir überhaupt noch nie eingefallen, die Sache gerichtlich anhängig zu machen. Ich kann Ihnen nicht sagen, welchen schmerzlichen Eindruck dieses Ereigniß auf mich gemacht hat, ich meine, der ganze Vorgang im Allgemeinen, nicht mein Verlust insbesondere. Dieser schmerzliche Eindruck würde aber noch bedeutend gesteigert werden, wenn ich gegen einen Träger des Namens Godolphin eine Criminalanklage anbringen sollte. Georg thut mir leid, sehr leid. Wie ich gehört, ist er in schlimme Hände gerathen und hat sich dann nicht wieder herausarbeiten können."

Das Schlimmste war vorüber, das Beste ausgesprochen, und Mary lehnte sich an die freundliche Eiche, band ihre Hutbänder auf und trocknete sich den Schweiß von ihrem jetzt bleichen Antlitz. Die Erschöpfung drohte sie zu übermannen.

Lord Averil erhob sich und bot ihr den Arm.

„Erlauben Sie mir, Sie in das Haus hineinzuführen und Ihnen ein Glas Sherry zu reichen."

„Ich könnte es nicht trinken und möchte lieber nicht mit in das Haus hineingehen."

„Oberst Max wird sich aber sehr freuen, Sie zu sehen.

Ich habe mich so eben von ihm getrennt. Er wollte erst einmal in die Pferdeställe gehen."

Mary schüttelte den Kopf.

„Ich weiche jetzt allen Begegnungen so viel als möglich aus", sagte sie.

In den gedämpften Worten, in dem wehmüthigen Ton lag eine ganze lange Leidensgeschichte.

Lord Averil blickte mitleidig auf die arme Dulderin.

„Es muß das eine schwere Prüfung für Sie gewesen sein, Mistreß Godolphin", hob er wieder an.

„Ja", antwortete sie sehr ruhig. Hätte sie ihren Schmerz nur mit einem Worte zu schildern versucht, so würde die Aufregung ihrer Gefühle sie wieder überwältigt haben.

„Aber Sie dürfen sich nicht allzusehr davon erschüttern lassen", fuhr Lord Averil fort. „Ich fürchte, daß Sie es thun."

„Ich kann nicht anders", flüsterte sie. „Ich hatte keine Ahnung davon, und der Schlag traf mich wie ein Bitz aus heiterem Himmel. Hätte mich Jemand gefragt, welche Bank im ganzen Lande die zuverlässigste und sicherste sei, so würde ich gesagt haben: die unserige. Ich wußte von allem nichts, und dennoch bürdet man die Schuld jetzt mir auf. Ich versichere Ihnen, Lord Averil, daß ich von Ihren Papieren und was damit vorgegangen ist, nicht die mindeste Kenntniß gehabt habe."

„Ich weiß es, und Sie brauchen es mir nicht erst zu sagen", antwortete er mit Wärme. „Ich wollte, Sie ließen dieses Ungemach über sich ergehen, ohne sich darüber so zu grämen."

„Ach", entgegnete Mary, „dann und wann treten Augenblicke ein, wo es mir ist, als könnte ich es nicht länger ertragen. Wäre Meta nicht, so wäre ich mit Freuden bereit, zu sterben."

Was sollte Lord Averil noch antworten? Er konnte sie blos seiner innigsten Sympathie versichern.

„Ein Mann, der vorsätzlich dieses Elend über das Weib seines Herzens bringt, verdiente fürwahr gehängt zu werden", dachte er bei sich selbst. „Was stehen Sie jetzt im Begriff zu thun?" fragte er dann laut. „Sie werden doch nicht zu Fuße nach Hause zurückkehren wollen?"

„Ich werde mir Zeit nehmen", antwortete Mary. „Der Weg ist ja nicht gar so weit."

„Für Sie gegenwärtig aber doch", sagte Lord Averil ernst. „Erlauben Sie mir, Sie in einem von den Wagen des Obersten Max nach Hause fahren zu lassen."

„Nein, nein!" entgegnete sie hastig. „Ich überschätze meine Kräfte durchaus nicht. Ich kann recht wohl zu Fuße gehen und werde dies lieber thun als fahren."

„Nun dann kommen Sie wenigstens erst mit herein ins Haus und ruhen Sie einige Augenblicke aus."

„Ich möchte dies nicht gern. Lassen Sie mich lieber noch eine Weile hier sitzen. Hier ruhe ich auch aus."

„Ich werde sogleich wieder da sein", sagte Lord Averil, indem er sich rasch entfernte und einen quer durch das Gebüsch führenden Seitenweg einschlug. Als er wieder erschien, brachte er auf einem Teller ein Glas Wein und einen Zwieback.

Mary trank den Wein, den Zwieback dagegen schob sie fröstelnd zurück.

„Ich kann jetzt nichts essen", sagte sie, indem sie Lord Averil durch einen Blick um Verzeihung bat.

Als sie sich endlich erhob, nahm Lord Averil ihre Hand und legte sie in seinen Arm. Sie glaubte, er habe die Absicht, sie blos bis an das Gartenpförtchen zu geleiten.

„Ich habe noch kein Wort des Dankes zu Ihnen gesprochen", murmelte sie, als sie das Pförtchen erreicht hatten. „Ich bin Ihnen für Ihre Güte innig dankbar, aber ich kann jetzt keine Worte finden, um Ihnen dies so zu sagen, wie ich sollte."

Sie blieb stehen und bot ihrem Begleiter die Hand zum Abschied. Lord Averil ließ sie aber nicht los, sondern ging mit ihr weiter.

„Wenn Sie durchaus zu Fuße nach Hause gehen wollen, Mistreß Georg Godolphin, so müssen Sie mir wenigstens erlauben, Sie zu begleiten."

„Nein, dies kann ich nicht zugeben!" rief sie, indem sie entschlossen stehen blieb, obschon ihr die Thränen in die Augen traten. „Ich muß allein nach Hause zurückkehren."

Lord Averil gab ihren Bitten nur theilweise nach. Die erste Hälfte des Weges war einsam und menschenleer, und er ließ es sich nicht nehmen, sie wenigstens so weit zu geleiten.

„Ich hätte Thomas Godolphin schon einmal besucht, wenn ich nicht verreist gewesen wäre", bemerkte er, während sie so neben einander hergingen. „Ich besuche ihn vielleicht heute Nachmittag."

„O wie dankbar wird er Ihnen sein, wenn er dies alles hört! Er wird sich wie neugeboren fühlen. Man hegte in Ashlydyat schon die bängsten Befürchtungen."

Lord Averil's Miene nahm einen unzufriedenen und ärgerlichen Ausdruck an.

„Ich hätte gemeint, man müßte mich in Ashlydyat besser kennen", sagte er. „Wenigstens Thomas hätte anders von mir denken sollen."

Mary gestattete ihm endlich nicht mehr, sie weiter zu begleiten, und er schloß ihre Hand in seine beiden.

„Versprechen Sie mir, frischen Muth zu fassen", sagte er. „Schon um Ihres Gatten willen müssen Sie dies thun."

„Ja, so gut es mir möglich ist", entgegnete sie in gebrochenem Tone. „Ich danke Ihnen; ich werde nie aufhören, Ihnen zu danken, Lord Averil."

Als sie an der Rectorei vorbeikam, ging sie auf einige Augenblicke hinein und sprach eine Weile mit ihrem Vater und ihrer Mutter, aber sie fühlte sich schmerzlich gedrückt. Das schwere Unrecht, welches ihr Gatte ihren Aeltern zugefügt, machte sich in ihrem Herzen durch laute Vorwürfe hörbar.

Das bittere Unrecht von einer andern Art, welches von ihm ihr selbst zugefügt worden, war ihr noch in zu frischer Erinnerung. Ihre Aeltern wußten, wie sehr sie ihren Gatten vergöttert; sie mußten gewußt haben, wie blind und ungerechtfertigt diese Vergötterung gewesen, und Mary erröthete bei diesem Gedanken bis in die Stirn hinauf.

Siebentes Kapitel.

Kaum hatte Mary die Rectorei verlassen, als sie einer thurmhohen Equipage begegnete, welche mit fürchterlicher Geschwindigkeit daherrollte, während ein paar wie toll bellende Hunde hinterdrein rannten.

Die Equipage gehörte Mistreß Charlotte Pain.

Sie saß darin, strahlend wie die Sonne, und blendete die bewundernden Augen von Priors Ash durch ein Kleid von rosenfarbenem Moiré antique und einen Kopfputz, welcher aus rothen und weißen Federn und einer blanken silbernen Agraffe zusammengesetzt war, sodaß er fast aussah wie der Hut eines französischen Gensdarms.

Bei Mary's Anblick hielt Charlotte die Pferde durch einen plötzlichen Ruck der Zügel an.

Die Pferde sowohl als auch die Hunde wollten von einem so unvermutheten Halt nichts wissen und stampften, wieherten und bellten; Charlotte wußte aber die Peitsche kräftig zu handhaben und ihren Willen durchzusetzen.

Dann warf sie die Zügel dem neben ihr sitzenden Groom zu, sprang aus dem Wagen und bot Mary die Hand.

Mary nahm dieselbe an. Die ihr von Margery ge-

machte Mittheilung stand mit Flammenzügen in ihrem Herzen geschrieben und Stirn, Gesicht und Hals wurden von dunkler Glut übergossen. Manche andere Frau hätte die dargebotene Hand auf die Seite gestoßen und wäre mit dem Ausdruck der Verachtung ihres Weges weiter gewandelt, aber Mary besaß die echte Bildung des Herzens.

„Wie munter Sie wieder aussehen!“ rief Charlotte, indem sie Mary mit einem gewissen Grad von Ueberraschung betrachtete. „Es ist Ihnen wohl sehr warm? Wohin glauben Sie wohl“, fuhr sie in gedämpftem Tone fort, „daß ich jetzt im Begriff stehe, mich zu begeben?“

„Das kann ich nicht wissen.“

„Zu Lord Averil. Er ist wieder da und wohnt bei dem alten Obersten Max. Ich will ihm das Versprechen abpressen, wegen seiner elenden Wische nicht etwa eine Criminalklage gegen Georg Godolphin anhängig zu machen. Ich gehe nicht eher von dannen, als bis er mir dieses Versprechen gegeben hat.“

„So“, sagte Mary.

„Ja; er muß mir dieses Versprechen geben oder sich auf einen Kampf auf Tod und Leben mit mir gefaßt machen. Ich möchte übrigens wohl den Mann sehen, welcher versuchte, etwas zu verweigern, was ich haben will“, setzte sie mit triumphirend keckem Blicke hinzu. „Der arme Godolphin hat hier Niemand, der für ihn in die Schranken träte, und er kann nicht zurückkehren, um dies in eigener Person zu thun. Daher ist es gut, wenn ein befreundetes Wesen sich seiner annimmt. Heute Morgen hörte ich in der Stadt, Lord Averil sei in der Absicht zurückgekehrt, auf Criminaluntersuchung gegen Georg an-

zutragen, ich gedenke aber ihm die blutgierigen Krallen abzuhacken."

„Da sind Sie falsch berichtet worden", entgegnete Mary. „Lord Averil hat durchaus nicht die Absicht, auf gerichtliche Untersuchung anzutragen."

„Woher wissen Sie das?" fragte Charlotte kurz.

„Ich habe ihn so eben gesprochen."

„Was, Sie wären in dem Hause des alten Max gewesen?" rief Charlotte, ihre funkelnden schwarzen Augen weit aufreißend.

„Ja, allerdings."

„Ah, seht mir doch diesen kleinen Schlaukopf! Sie haben aber doch den Hin- und Herweg nicht zu Fuße gemacht?"

„Allerdings, ich fühle mich aber nicht sehr ermüdet. Ich habe eine halbe Stunde bei meiner Mutter ausgeruht."

„Und wie steht's mit Lord Averil? Hat man nichts von ihm zu fürchten?" fuhr Charlotte begierig fort.

„Nein, durchaus nicht. Bedenken Sie doch seine langjährige Freundschaft mit Thomas Godolphin."

„Ach, lieber Gott, wenn es sich um den Beutel handelt, dann vergessen die Menschen ihre Freundschaft sehr leicht", bemerkte Charlotte in leicht hingeworfenem Tone. „Wissen Sie aber auch gewiß, daß Averil Ihnen die Wahrheit gesagt hat? Allerdings halte ich ihn eines heimtückischen Streichs für nicht wohl fähig, aber ich habe auch lange genug gelebt, um zu wissen, daß man Niemand eher trauen kann, als bis man ihn erprobt hat."

„Lord Averil belügt mich nicht", antwortete Mary

ruhig. „Er hat mir einen Auftrag an meinen Gatten ertheilt.“

„Nun, dann brauche ich nicht erst selbst zu ihm zu gehen“, sagte Charlotte. „Erlauben Sie mir, Sie in meinem Wagen nach Hause zu bringen, Mistreß Georg Godolphin. Ich bin überzeugt, daß Sie ermüdet sind. In meinem ganzen Leben habe ich noch Niemand die Farbe so wechseln sehen wie Sie. Vor einigen Minuten sahen Sie so roth aus wie eine Bauerndirne, und jetzt sind Sie so bleich, daß man Sie gleich in den Sarg legen könnte. Kommen Sie, steigen Sie ein. James, Ihr müßt Euch auf den Hintersitz verfügen.“

Mary sollte in diese ungeheuerliche hohe Equipage steigen, an Mistreß Charlotte Pain's Seite Platz nehmen und sich von ihr durch die Stadt kutschiren lassen! Sie lehnte das Anerbieten dankend ab.

„Ich weiß schon, Sie fürchten sich“, rief Charlotte. „Diese schüchternen Gemüther sind doch ein wahres Unglück für die Menschheit, aber man kann sie einmal nicht kuriren. Meine Schwester ist auch eine solche Memme, obschon noch nicht so schlimm wie Sie. Werft mir meinen Sonnenschirm herunter, James.“

James reichte seiner Herrin ein allerliebstes Spielzeug von rosenfarbener Seide, mit Spitzen besetzt und mit einem Griff von geschnitztem Elfenbein. Charlotte spannte den Schirm auf und schickte sich an, Mary zu begleiten.

Mary spannte ihren Sonnenschirm ebenfalls auf, hauptsächlich um sich, wenn auch nur theilweise, vor den neugierigen Augen der Gaffer zu schützen. Sie dachte an die Complimente, welche ihr das Publikum von Priors

Ash wegen ihrer „blinden Einfalt“ gemacht und hätte es daher lieber gesehen, wenn sie eine andere Begleiterin als ihre jetzige durch die Straßen der Stadt gehabt hätte. Selbst die alte Bond mit ihrem unsichern Schritt und ihrem mit Schnupftabak besäeten schwarzen Kleide wäre ihr lieber gewesen.

„Aber“, dachte sie in ihrem edlen Herzen, indem sie zugleich jenes andere Gefühl tief in ihrem Innern zu begraben suchte, „es ist unleugbar freundlich von Mistreß Pain, daß sie sich so öffentlich mit mir zeigt.“

Sie gingen weiter, Marie mit ihrem Sonnenschirm so dicht vor dem Gesicht, daß sie mehrmals Gefahr lief, gegen die Leute anzurennen, während Charlotte mit ihrem kostbaren kleinen rosenfarbenen Spielzeug wie mit einem Fächer kokettirend, sich bald rechts, bald links drehte und allen ihr begegnenden Bekannten zunickte.

Die Hunde knurrten und bellten hinter ihr her, die Pferde des nebenher fahrenden Wagens schnaubten und bäumten, und der unglückliche James hatte alle Hände voll zu thun, um die wilden Thiere zu bändigen, die keine andere Herrschaft als die Charlottens anerkennen zu wollen schienen.

Der ganze Aufzug war von der Art, daß Mary sich peinlich dadurch berührt fühlen mußte; aber der Mensch wird einmal oft gezwungen, sich in Dinge zu fügen, die ihm widerstreben.

So langten sie an dem Bankhause an und Mary bot ihrer Begleiterin die Hand. Sie konnte einmal nicht anders als höflich sein, mochte sie nun zu thun haben, mit wem sie wollte.

„Ich gehe mit hinein“, sagte Charlotte ohne weitere Umstände. „Nehmt die Pferde gut in Acht, James.“

Mary ging nach dem Speisezimmer voran. Alles war in diesem reizenden Zimmer, wie es gewesen, Möbel, Gemälde, elegante Kleinigkeiten zur Schau oder zum Gebrauch, alles war unverändert, nur mit der Ausnahme, daß diese Dinge jetzt nicht mehr Mary und ihrem Gatten gehörten, sondern als das Eigenthum Anderer aufgezeichnet waren und über kurz oder lang unter den Hammer des Auctionators kommen sollten.

Charlottens kostbares Kleid ging auf einem Sopha vor Anker und sie löste das Band ihres Gensdarmenhutes und schob ihn auf dem Kopf zurück.

„Ich stehe im Begriff, Priors Ash zu verlassen“, sagte sie.

„Wie! Sie wollen Priors Ash verlassen?“ wiederholte Mary. „Wann denn?“

„Binnen hier und acht Tagen. Lady Godolphin wird die Folly künftig selbst wieder bewohnen.“

„Aber dann muß Lady Godolphin Ihnen doch erst in vorgeschriebener Weise gekündigt haben“, entgegnete Mary.

„Es ist schon alles geordnet“, sagte Charlotte laut gähnend. „Lady Godolphin hat an Verrall geschrieben und man hat sich freundschaftlich geeinigt. Lady Godolphin verzichtet auf einen Theil des Miethzinses und wir ziehen sofort aus. Es ist mir dies sehr lieb, muß ich Ihnen sagen. Ich hatte mir ohnedies vorgenommen, nicht länger zu bleiben. Was die Verralls betrifft, so kann man sagen, daß sie von der Folly factisch schon längst Abschied genommen haben. Es soll mir, wie gesagt, ebenfalls sehr

lieb sein, dieses Haus verlassen zu können", setzte Charlotte mit Nachdruck hinzu.

„Warum denn?"

„Wer sollte unter den gegenwärtigen Umständen noch länger in Priors Ash zu bleiben wünschen? Sie und Georg werden nach London gehen, und ich hoffe, es wird dies bald geschehen. Ich kann Ihnen dort vielleicht nützlich sein, Mistreß Godolphin. Ich will —"

„Aber wer hat Ihnen denn gesagt, daß wir nach London gehen werden?" unterbrach Mary ganz erstaunt ihre elegante Freundin.

„Niemand hat es mir gesagt. Aber Sie werden es gewiß thun. Glauben Sie denn, Georg Godolphin werde hier unter dieser Gesellschaft bleiben wollen? Fällt ihm nicht ein! Was fesselt ihn noch hier, wenn einmal Ashlydyat verloren ist? Mein Schwager Verrall gedenkt ein Jagdschlößchen in Leicestershire zu kaufen."

„Wirklich?" entgegnete Mary mechanisch, denn ihre Gedanken waren mit andern Dingen beschäftigt.

„Ja, er wird sich eins kaufen oder miethen. Ich würde mir es blos miethen, denn dann kann man mit leichter Mühe wieder fort, wenn es einem nicht mehr gefällt. Verrall hört aber einmal auf Niemandes Rath, sondern folgt nur seinem eigenen Kopf. Das gibt nun wieder einen hübschen Wirrwarr!" setzte Charlotte nach einer Pause hinzu.

Mary schlug die Augen auf. Sie verstand die Bemerkung nicht.

„Ich meine das Einpacken der Sachen in der Folly", bemerkte Charlotte erläuternd. „Morgen früh fangen wir

an. Ich muß dabei die Leitung übernehmen, denn diese Arbeit kann man niemals den Dienern allein anvertrauen. Bon jour, petite coquette! Et les poupées?"

Diese letzten Worte wurden durch Meta's plötzlichen Eintritt veranlaßt. Die junge Dame war in der gallischen Sprache noch nicht sonderlich bewandert und verstand Charlottens Frage nur halb, ging jedoch stracks auf ihre Freundin zu, schaute ihr mit ihren sanften blauen Augen gerade in die funkelnden schwarzen, stützte sich mit ihren kleinen Armen auf das prachtvolle Seidenkleid und fragte mit ihrer gewohnten Keckheit:

„Wo sind denn jetzt die Hunde?"

„Die sind immer noch angekettet und eingesperrt", entgegnete Mistreß Pain.

„Margery sagt aber, es wäre nicht wahr", behauptete Meta.

„Margery ist ein altes dummes Weib. Glaube ihr nur nicht. Wenn sie Dir wieder solche Lügen erzählt, so wird sie auch mit zu den Hunden gesperrt und angekettet."

„Zwei von den Hunden sind aber draußen", sagte Meta.

„Es sind nicht dieselben Hunde, Kind", entgegnete Mistreß Pain kaltblütig und gleichmüthig. „Das da sind Gassenhunde."

„Sie sind aber bei Deinem Wagen", fuhr Meta hartnäckig fort. „Sie bellen um denselben herum."

„Sie bellen? Wahrscheinlich sehen sie Margery's Gesicht an dem Fenster der Kinderstube und fürchten sich davor. Hunde bellen stets, wenn sie häßliche alte Weibergesichter sehen. Du kannst es Margery sagen."

„Margery ist aber nicht häßlich.“

„Du unschuldiges kleines Lamm! Sie ist so häßlich, daß sie eine Vogelscheuche abgeben könnte.“

Wie lange dieses Gespräch noch so fortgedauert haben würde, läßt sich nicht wohl sagen. Meta hätte sicherlich nicht so bald nachgegeben. Es ward jedoch durch Margery selbst unterbrochen.

Es war eben ein Briefchen für Mary abgegeben worden, und Margery, welche wahrscheinlich froh war, diesen Vorwand zu haben, brachte es herein. Mistreß Pain sah sie dabei gar nicht an, sondern ging, als ob sie dieselbe nicht bemerkte, gerade auf ihre Herrin zu. Der Ausdruck ihres Gesichts hätte verdient, von einem Maler oder Bildhauer copirt zu werden.

Das Wappensiegel des Briefes brachte Mary auf die Vermuthung, daß er von Lord Averil komme, und der Muth entsank ihr wieder. Nahm er vielleicht sein großmüthiges Versprechen zurück?

„Wer hat diesen Brief gebracht?“ fragte sie in gedämpftem Tone.

„Ein berittener Diener.“

Charlotte sprang auf und rückte ihren Federhut zurecht, denn in diesem Augenblick erschien Pierce an der Thür des Speisezimmers und meldete, daß der Groom die Pferde kaum noch zu bändigen im Stande sei.

„Leben Sie wohl, Mistreß Georg Godolphin“, rief sie, ohne weitere Umstände davoneilend. „Ich werde Sie, ehe ich nach London abreise, noch einmal besuchen, um ein trauliches Stündchen mit Ihnen zuzubringen. Adieu, petite diablesse; ich würde Dich morgen zu einem Ab-

schiedsbesuch holen lassen, wenn ich nicht fürchtete, daß Du mit den Möbeln in eine der Packkisten genagelt würdest."

Damit ging sie. Meta eilte ihr nach, ward aber von Margery festgehalten, als ob es gälte, sie einer drohenden Gefahr zu entreißen.

Mary öffnete nun mit bebender Hand den Brief. Derselbe lautete:

„Meine werthe Mistreß Godolphin!

Es ist mir, seit wir von einander schieden, eingefallen, daß Sie vielleicht den Gegenstand unseres Gesprächs schriftlich bestätigt zu haben wünschen. Ich versichere Ihnen daher hiermit, daß ich wegen meiner verloren gegangenen Werthpapiere keinerlei gerichtliche Schritte gegen Ihren Gatten unternehmen werde und seiner Rückkehr hierher meinerseits kein Hinderniß entgegensteht.

In der Hoffnung, daß Sie ohne allzu große Ermüdung Ihre Wohnung erreicht haben, Ihr ganz ergebener

Averil."

„Wie freundlich und rücksichtsvoll er ist!" rief Mary unwillkürlich.

Ihre Worte wurden durch ein Geräusch draußen übertäubt. Charlotte hatte es trotz der bäumenden Pferde möglich zu machen gewußt, den Wagen zu erklettern. Sie stand jetzt aufrecht in demselben und brachte die schäumenden Rosse mit kräftiger Faust zum Gehorsam. Die gaffende Menge stob rechts und links auseinander, Charlotte bedankte sich für den ihr zugejauchzten Beifall mit freundlichem Kopfnicken und die Equipage verschwand unter Rädergerassel und Hundegebell.

Achtes Kapitel.

Miß Janet Godolphin saß an einem Fenster der westlichen Fronte des altehrwürdigen Ashlydyat.

Bald sollte es aufhören, ihre Heimat zu sein.

Ihre Wange ruhte nachdenklich in ihrer Hand, während sie ihren bittern Gedanken an die schmerzensreiche jüngste Vergangenheit nachhing. Sie war allgemein verlacht und verspottet worden, weil sie auf die abergläubischen Traditionen ihres Hauses geachtet, und doch wie furchtbar schienen dieselben jetzt in Erfüllung zu gehen!

Der Ruin der Familie hatte, so dachte Janet, mit dem Wegzuge ihres Vaters von Ashlydyat begonnen, denn die Sage behauptete, daß, sobald das Haupt der Godolphins freiwillig Ashlydyat verließe, der Ruin der Familie die unvermeidliche Folge sein werde.

Hatte Sir Georg's Wegzug wirklich den Ruin herbeigeführt, war er wirklich der Anfang des zu demselben führenden Fadens gewesen?

Diese Frage war es, welche Janet's Gedanken jetzt beschäftigte. Daß sie geneigt war, sich abergläubischen Einbildungen bis zu einem Grade hinzugeben, der von Vielen

für lächerlich und abgeschmackt erklärt worden wäre, läßt sich nicht leugnen; während sie aber dieses specielle Problem zu lösen suchte, verließ sie die Nebenwege des Uebernatürlichen und wandelte blos die breite Straße des gesunden Menschenverstandes.

Aus den Thatsachen, welche durch den Bankrott eine nach der andern an den Tag kamen, war leicht zu ersehen, daß Georg Godolphin in riesigem Maßstabe beschwindelt und um sein Geld gebracht worden war. Ob dies nun rasch oder langsam gegangen, ob er sich blindlings und kopfüber ins Verderben gestürzt, oder ob er durch die raffinirteste Schlauheit hineingelockt worden, darauf konnte weiter nichts ankommen. Er war in die Hände einer Gaunerbande gefallen, welche ihre Opfer durch allerhand Manipulationen mit Wechselpapieren auszubeuten wußte, und auf diese Weise war auch Georg von ihr geplündert worden.

Der Chef dieser anscheinend achtbaren Firma war Verrall, und dieser hatte ohne Zweifel das Meiste beigetragen, um Georg Godolphin an den Bettelstab zu bringen.

Hätte nun Sir Georg Godolphin nicht Ashlydyat verlassen und es zur Vermiethung ausgeboten, so wäre Verrall vielleicht nie in die Nähe von Priors Ash gekommen und hätte Georg Godolphin niemals kennen gelernt. Es ließ sich mit gutem Grunde annehmen, daß Georg in diesem Falle noch jetzt ein wohlsituirter Geschäftsmann gewesen wäre. Flott und lebenslustig wäre er allerdings auch gewesen, er hätte unnöthige Ausgaben und allerhand dumme Streiche gemacht, aber nie wäre er in Armuth und Mangel versunken.

Janet hatte Recht. Der Umstand, daß ihr Vater Ashlydyat verließ, und die Vermiethung dieses Hauses an Mr. Verrall war wirklich das erste Glied in der Kette, die mit Georg's Schande und dem Ruin seiner Familie endete.

So saß sie da und verlor sich in nutzlose schmerzliche Betrachtungen.

„O hätte mein Vater doch niemals Ashlydyat verlassen! Hätte er doch niemals Mistreß Campbell geheirathet! Wäre doch meine gute theure Mutter nicht gestorben!"

Sie verlor sich, sagen wir, in diese und ähnliche Betrachtungen, die ebenso bitter als vergeblich waren, und senkte das Haupt, sich vollständig in diesen Rückblick verlierend.

Wenigstens um einen Tropfen war der volle Schmerzenskelch der Godolphins an diesem Tage erleichtert worden. Man wußte, daß Lord Averil nicht die Absicht hatte, eine Criminalanklage gegen Georg anhängig zu machen. Als Thomas zum Diner nach Hause gekommen, hatte er diese Nachricht mitgebracht.

„Sagtest Du nicht, Mary sei zu Fuße drüben bei Oberst Max gewesen?" fragte Janet, indem sie plötzlich die Augen emporhob.

Die Frage war an ihren Bruder Thomas gerichtet. Er saß ihr gegenüber in der andern Ecke des Fensters. Auch er schien in Gedanken versunken zu sein.

„Ob sie zu Fuße dort gewesen ist? Allerdings."

„Wie unvorsichtig!" bemerkte Janet kurz.

„Sie sagte, der Weg habe sie nicht sehr ermüdet. Ich glaube", fuhr Thomas fort, „es gibt Zeiten, wo der Geist allmächtig ist, und wo seine Regungen, mögen es nun die

des Kummers oder der Freude sein, so stark sind, daß alles körperliche Bewußtsein in den Hintergrund tritt und die Ermüdung sich nicht fühlbar machen kann. Ohne Zweifel war dieses auch heute mit Mary der Fall."

Janet sagte weiter nichts. Nach einer Weile erhob sie sich, um das Zimmer zu verlassen, und fast unmittelbar darauf erschien Bexley, um Lord Averil die Thür zu öffnen.

Dieser eilte sofort auf Thomas Godolphin zu, ergriff ihn bei der Schulter und bei den Händen und hinderte ihn auf diese Weise, sich von seinem Stuhl zu erheben.

„Wie soll ich Ihnen danken!" waren die ersten Worte, welche Thomas in Bezug auf die seinem Bruder bewiesene Nachsicht sprach.

„Still! still!" sagte Lord Averil. „Sie lassen sich von diesen Dingen auf eine Weise beeinflussen, welche Ihnen nur nachtheilig sein kann, lieber Freund. Ich kann Ihnen nicht bergen, daß selbst in der kurzen Zeit, wo ich Sie nicht gesehen, eine bedeutende Veränderung mit Ihnen vorgegangen zu sein scheint."

Die schrägen Strahlen der untergehenden Sonne fielen auf Thomas Godolphin's Gesicht und beleuchteten es mit einem unheimlichen Glanze. Die Wangen waren hohler, das Haar dünner geworden, und die biedern grauen Augen hatten einen stehenden Ausdruck von Schmerz angenommen.

Lord Averil neigte sich über seinen Freund und bemerkte dies alles.

„Setzen Sie sich", sagte Thomas, indem er den Stuhl, auf welchem Janet gesessen, näher zog.

Lord Averil folgte der Aufforderung, ließ aber die Hand seines Freundes nicht los.

„Wie ich höre, haben Sie an mir gezweifelt", sagte er. „Ich dächte doch, Sie hätten mich besser kennen sollen. Wir sind ja so langjährige Freunde!"

Thomas Godolphin antwortete blos durch einen Druck der Hand, die er gefaßt hielt.

Obschon sie alte und vertraute Freunde waren und einer des andern Herz verstand, wie wirkliche, wahre Freunde dieses sollen, so war dieser Punkt für Thomas Godolphin doch ein überaus schmerzlicher. Auf der einen Seite stand das Verbrechen seines Bruders, auf der andern der Verlust jener bedeutenden Lord Averil gehörigen Summe. Thomas hatte jetzt fortwährend mit Schmerz zu kämpfen, aber es gab Augenblicke, wo der Kampf hitziger und brennender war als in andern. Ein solcher Augenblick war der jetzige.

Die Freunde sprachen sich nun umständlicher gegen einander aus, und das Thema ihres Gesprächs war natürlich der Bankrott und die einzelnen denselben begleitenden Umstände. Lord Averil fand, daß Thomas einen großen Theil der Schuld sich selbst aufbürdete.

„Warum thun Sie das?" fragte er unwillkürlich. „Ist es nicht schon genug, daß die Welt es thut? Wollen Sie diese in ihrer falschen Meinung noch bestärken?"

„Es ist mir schon recht", entgegnete Thomas Godolphin mit wehmüthigem Lächeln. „Ich hätte nicht so unbedingtes Vertrauen auf Georg setzen sollen. Hätte ich dies nicht gethan, so hätte es nimmermehr so weit kommen können."

„Aber wenn man nicht unbedingtes Vertrauen auf einen Bruder setzen kann, auf wen soll man es sonst setzen?"

„Das ist wohl wahr. In meiner Stellung als Vertrauensmann Anderer aber hätte ich niemals glauben sollen, daß alles in Ordnung sei. Ich hätte mich davon überzeugen sollen."

Das Gespräch kam dann auf die Zukunft. Thomas erwähnte, daß die Gläubiger alles verkaufen lassen und daß er sich genöthigt sehen würde, mit seinen Schwestern seinen Aufenthalt anderwärts zu nehmen.

„Läßt sich dies nicht mehr ändern?" unterbrach ihn Lord Averil. „Muß Ashlydyat verkauft werden?"

Thomas wunderte sich über diese Frage. Es war ja eine so überflüssige.

„Allerdings", sagte er, „wird es in kürzester Zeit an den Meistbietenden losgeschlagen werden. Jeder beliebige Fremdling, welcher den höchsten Preis zahlt, bekommt Ashlydyat. „Ich hoffe nur", setzte er fast erschreckend hinzu, als ob dieser Gedanke ihn zum ersten Mal durchzuckte, „ich hoffe nur, daß nicht etwa jener Verrall auch mit darauf bietet und es zugeschlagen erhält. Meine Stiefmutter hat ihm die Folly gekündigt."

„Fürchten Sie nichts", entgegnete Lord Averil. „Er wird von selbst sehr gern bereit sein, Priors Ash von seiner Gegenwart zu befreien. Läßt sich denn diesem Manne gar nichts anhaben, Thomas? Ihr Bruder ist vielleicht ein williges Werkzeug in seiner Hand gewesen, aber man behauptet allgemein, daß Verrall allein den Nutzen davon gehabt habe. Lassen sich hier nicht gerichtliche Schritte thun?"

Thomas schüttelte den Kopf.

„Wir haben wohl allerlei starke Verdachtsgründe gegen ihn, aber wir können ihm nichts beweisen. Er würde nur siegreich aus dem Kampfe hervorgehen und das Haupt höher als vorher tragen. Ich hoffe nur, sage ich, daß er sich nicht vorgenommen hat, Ashlydyat zu erwerben. Er wohnte mit seiner Familie schon einmal hier, wie Sie wissen."

„Aber könnte denn Ashlydyat nicht auf dem Wege der Taxation und des Privatverkaufs in andern Besitz übergehen? Wenn die Bevollmächtigten der Gläubiger damit einverstanden wären, könnte sich, glaube ich, einem solchen Verfahren kein Hinderniß entgegenstellen."

„Das ist sehr richtig."

„Ich wollte, Sie verkauften es mir", sagte Lord Averil in fast schüchternem Tone.

„Ihnen?" wiederholte Thomas Godolphin. „Ach, wie gern! Wenn Sie Besitzer von Ashlydyat würden, so würde ich es weniger schmerzlich empfinden, daß die Godolphins ihm den Rücken kehren müssen."

Lord Averil schwieg. Er schien etwas sagen zu wollen, aber sich nicht recht damit herauszugetrauen.

„Wäre es Ihnen angenehm, wenn auch noch ferner ein Mitglied der Familie Godolphin hier wohnte?" fragte er endlich.

„Ich verstehe Sie nicht", entgegnete Thomas. „Es ist durchaus keine Aussicht, ich hätte beinahe gesagt keine Möglichkeit vorhanden, daß ein Mitglied der Familie Godolphin noch ferner in Ashlydyat wohne."

„Ich für meine Person aber hoffe und glaube es", hob Lord Averil mit Bewegung wieder an. „Wenn Ashlydyat

mein Eigenthum wird, so werde ich mich dieses Besitzes doch erst dann erfreuen, wenn ein Mitglied Ihrer Familie ihn mit mir theilt. Ich spreche von Ihrer Schwester Cecily."

Thomas saß ruhig da und wartete auf eine nähere Erklärung. Jetzt konnte ihn nichts mehr in große Aufregung versetzen.

Lord Averil entwarf ihm ein flüchtiges Bild der Vergangenheit und erzählte ihm die Geschichte seiner Liebe zu Cecily und wie diese ihn abgewiesen.

„In der letzten Zeit", fuhr er fort, „habe ich jedoch in ihrem Benehmen etwas zu bemerken geglaubt, was mir neue Hoffnung gemacht hat, sonst würde ich Ihnen dies nicht erzählen. Ganz neulich, seitdem sie mich abgewiesen, habe ich etwas bemerkt, was — was ich Ihnen nicht schildern kann, Thomas. Ich habe mir daher vorgenommen, mein Heil nochmals zu versuchen, und Sie konnten glauben, daß ich, während ich Cecily so innig liebe, Georg zur Criminaluntersuchung ziehen lassen könnte!"

„Ich habe ja aber nicht gewußt, daß Sie Cecily so innig lieben."

„Das ist wohl möglich. Mir freilich ist es immer gewesen, als müßte meine Liebe aller Welt offenkundig sein. Sie würden mir Ihre Schwester geben, nicht wahr?"

„Ja wohl, bereitwillig und gern", antwortete Thomas mit Wärme. „Der Gedanke, Cecily unversorgt und schutzlos zurückzulassen, hat mir immer schwer auf dem Herzen gelegen. Janet und Bessy sind älter und erfahrener. Lassen Sie mich Ihnen zum Troste sagen, daß, wenn Cecily Sie abgewiesen, sie dasselbe auch mit Andern gethan

hat. Janet hat immer gemeint, sie trage eine heimliche Liebe im Herzen. Sollte es die Liebe zu Ihnen gewesen sein?"

„Aber wenn dies der Fall wäre, warum hätte sie mich dann abgewiesen?"

„Das weiß ich allerdings nicht. Cecily ist mir seit dem Beginn unseres Ungemachs immer sehr unglücklich vorgekommen, fast als ob sie in diesem Leben keine Hoffnung weiter hätte. Die Gefahr, welche Georg drohte, scheint sie sehr beunruhigt zu haben."

„Die Gefahr, welche Georg drohte?"

„Ja, von Ihnen."

Lord Averil biß sich auf die Lippe.

„Cecily hätte, abgesehen von Ihnen, eher als jeder andere Mensch sich denken können, daß Georg von mir nichts zu fürchten habe", sagte er.

Es trat Schweigen ein. Nach einer Weile hob Lord Averil wieder an:

„Es gibt noch eine Person, auf welche, wie ich fürchte, diese unglücklichen Umstände eine allzu nachtheilige Einwirkung äußern. Ich meine Mary, Ihres Bruders Gattin."

„Möge Gott sie trösten!" rief Thomas Godolphin unwillkürlich.

„Wäre ich auch noch so unbarmherzig und rücksichtslos gesinnt gewesen", fuhr Lord Averil fort, „so glaube ich doch, Mary's Anblick am heutigen Tage würde mich entwaffnet haben. Bestände auch keine so langjährige Freundschaft zwischen uns, hätte ich auch Cecily niemals geliebt, so ist doch diese Katastrophe schon von so vielen peinlichen und unvermeidlichen Umständen begleitet, daß ich die Zahl derselben nicht noch zu vermehren brauche."

„Als ich heute Nachmittag die Nachricht nach Hause brachte, daß Sie nicht feindselig gegen Georg gesinnt seien, daß er nichts von Ihnen zu fürchten habe, brach Cecily in Thränen aus.“

Lord Averil's Gesicht erglühte dunkelroth, und er blickte schweigend hinaus auf die untergehende Sonne.

„Haben Sie Ihrem Bruder zu wissen gethan, daß er ohne Gefahr zurückkommen kann?“ fragte er nach einer Pause.

„Mary und ich, wir haben beide an ihn geschrieben. Ich glaube, er wird kommen. Was gibt's, Bexley?“

„Mistreß Pain läßt wegen einiger Gegenstände in Lady Godolphin's Folly anfragen. Sie wünscht zu wissen, ob Sie ein Inventarienverzeichniß besitzen. Sie weiß nicht, welche Gegenstände zu dem Hause gehören und welche nicht.“

Thomas Godolphin entschuldigte sich bei Lord Averil auf einige Augenblicke und verließ das Zimmer.

In der Hausflur begegnete er Cecily, welche in das so eben von ihm verlassene Zimmer ging, natürlich ohne zu wissen, wer sich in diesem Augenblick darin befand.

Lord Averil erhob sich, um sie zu begrüßen.

Sie blieb zögernd stehen. Sie schien nicht recht zu wissen, ob sie nicht sofort wieder die Flucht ergreifen sollte, plötzlich aber besann sie sich und trat näher. Sie dachte an das, was er dieser Tage für ihren Bruder gethan, und ging auf ihn zu, um ihm zu danken.

Ehe sie aber damit noch recht begonnen, mußte sie schon aufhören, denn sie brach in Thränen aus.

Was nun weiter geschah, was eigentlich gesagt oder gethan ward, dessen konnte sich später keins von beiden

genau entsinnen. Nur wenige Minuten vergingen, und dann ruhte Cecily's Haupt an seiner Schulter, und alle Irrthümer und Mißverständnisse der Vergangenheit waren mit einem Male aufgeklärt.

Vielleicht hätte sie ihm nicht gestanden, seit wie langer Zeit sie ihn schon liebte, wenn sie nicht gefürchtet hätte, er könne glauben, sie erhöre ihn jetzt nur aus Dankbarkeit für seine großmüthige Handlungsweise gegen ihren auf Abwege gerathenen Bruder. Und deshalb sagte sie ihm die Wahrheit und gestand ihm, daß sie ihn und nur ihn geliebt.

„Aber, Cecily, welcher Kummer, welche Unruhe wäre mir erspart worden, wenn ich dies gewußt hätte!"

Cecily schlug die Augen nieder. Auch ihr wäre vielleicht Kummer und Unruhe erspart worden.

„Aber heirathen können Sie mich doch nun nicht", sagte sie.

„Warum nicht?"

„Ach, bedenken Sie doch, welche Schmach und Schande durch meinen Bruder Georg auch über uns gekommen ist!"

„Still, still, Cecily! Die Schmach und Schande trifft, wie ich die Sache betrachte und wie jeder vorurtheilsfreie Mensch sie betrachten muß, nur Georg allein. Die Achtung, welche die Welt Thomas und seinen Schwestern schuldig ist, wird dadurch nicht um ein Jota vermindert. Verlassen Sie sich darauf, daß ich Recht habe."

„Thomas muß ja aber alle Tage noch Vorwürfe und Schmähungen anhören."

„Von einigen rücksichtslosen Gläubigern, die ihren Verlust noch nicht verschmerzen können. Alles dies wird aber vorübergehen. Wenn Sie in meinem Herzen lesen

und sehen könnten, wie glücklich Sie mich gemacht haben, so würden Sie wissen, wie wenig Grund Sie haben, von Schande und Schmach zu sprechen, Cecily."

Sie sagte nichts, sondern schmiegte sich inniger an ihn.

„Möchtest Du hier in Ashlydyat wohnen, Cecily?" hob er wieder an. „Thomas wünscht, daß es lieber in unsern Besitz als in den fremder Leute übergehe. Ich wäre bereit, es zu kaufen."

„Ach wie herrlich wäre das, wenn es geschehen könnte!"

„Es kann geschehen. Ashlydyat wird jedenfalls verkauft, und ich kann ebenso gut als Käufer auftreten wie jeder Andere. Wird es auf dem Wege der Auction veräußert, so hält mich nichts ab, der Meistbietende zu sein; wahrscheinlich aber wird man sehr gern bereit sein, die Kosten einer Auction zu umgehen, und mir das Besitzthum nach vorher erfolgter Taxation verkaufen. Ich hätte dann Lust, auch sämmtliches Hausgeräth mit zu erwerben — jene alten Reliquien, auf welche Dein Vater so großen Werth setzt und welche Deiner Schwester Janet noch jetzt so theuer sind."

„Ach wenn das geschehen könnte!" murmelte Cecily.

„Ich glaube, es kann geschehen. Man wird gern bereit sein, alles, wie es steht und liegt, abschätzen zu lassen, da ja auf diesem Wege eine Menge Kosten erspart werden. Dann, Cecily, wollen wir allen Aberglauben und alle Gespensterfurcht hinwegbannen, und jener unheilverkündende Schatten, welcher —"

Cecily richtete das Gesicht empor, und ein lebhafter Glanz strahlte aus ihren Augen.

„Janet", sagte sie, „glaubt, mit dem nun über die Go-

dolphins hereingebrochenen Ruin sei der Fluch gesühnt, und der Schatten werde sich nie wieder zeigen."

„Um so besser. Wir wollen die dunkle Ebene umgraben und in einen Spielplatz für unsere Kinder umwandeln lassen, und auf demselben Platze, welchen der Schatten so lange behauptet, soll ein Lusthaus errichtet werden."

Cecily schlug die schüchternen Blicke erröthend zu Boden und schwieg.

„Wenn es Dir recht wäre, Cecily, so könnten wir Janet und Bessy bitten, hier wohnen zu bleiben", hob Lord Averil wieder an. „Ashlydyat ist groß genug für uns alle."

„Meine Schwestern haben in dieser Beziehung bereits ihre Wahl getroffen", sagte Cecily, den Kopf schüttelnd. „Bessy hat versprochen, ihren künftigen Wohnsitz in Lady Godolphin's Folly zu nehmen. Lady Godolphin ließ sich erst dieses Versprechen geben, ehe sie sich in Bezug auf ihre eigene Rückkehr entschied. Ich sollte auch mitkommen. Janet geht nach Schottland, denn die Umgebung hier ist ihr zu peinlich, als daß ihres Bleibens darin sein könnte. Sie besitzt eine Leibrente, wie Ihnen vielleicht schon bekannt ist. Eine Schwester unserer verstorbenen Mutter hat sie ihr hinterlassen, sodaß sie unabhängig ist und leben kann, wo sie will. Sie wird sicher ganz gewiß nach Schottland gehen, sobald — sobald —"

„Ich verstehe Dich, Cecily, sobald als Dein Bruder Thomas uns für immer verlassen haben wird."

Thränen schimmerten in ihren Augen.

„Nicht wahr, es ist in der letzten Zeit eine gewaltige Veränderung mit ihm vorgegangen?" fragte sie.

„Allerdings. Ich sähe es gern, wenn er bei unserer

Vermählung Vaterstelle an Dir verträte. Dann dürfen wir aber nicht lange säumen. Bist Du bereit, von allen Ceremonien abzusehen und sofort die Meine zu werden?"

„Sofort?" wiederholte sie stammelnd und sah ihn an.

„Ich meine, innerhalb der nächsten acht oder vierzehn Tage, sobald es Dir möglich ist. Wir haben lange genug gewartet."

„Ich will sehen", murmelte Cecily. „Lassen wir diesen Wirrwarr, diese Unruhe erst noch ein wenig vorübergehen."

Ein ernster Ausdruck malte sich in Lord Averil's Zügen.

„Es darf aber nicht sehr lange dauern, wenn Du mein werden willst, solange Dein Bruder noch lebt, Cecily", sagte er.

„Es soll alles geschehen, wie Du wünschest", antwortete sie in Thränen ausbrechend.

Ehe noch Lord Averil etwas antworten konnte, trat sie schnell von ihm hinweg an das Fenster, um hier verstohlen ihre Thränen zu trocknen, denn die Thür öffnete sich und Thomas Godolphin trat wieder ein.

Neuntes Kapitel.

Der Sommer näherte sich seinem Ende und mit dem Concursverfahren gegen die Firma Godolphin, Crosse und Godolphin war dasselbe der Fall.

Wenn wir diese Namen beibehalten, so machen wir es gerade so, wie die Stadt Priors Ash es machte. Mr. Crosse war, wie der Leser weiß, factisch und amtlich ausgeschieden, wer aber schriftlich oder mündlich von der Firma sprach, vergaß in der Regel diesen Namen auszulassen.

Einige der am härtesten betroffenen Gläubiger stellten in ihrer hoffnungslosen Verzweiflung den Antrag, daß der ausgeschiedene Theilhaber des Geschäfts noch zur Mitleidenheit gezogen werden sollte, aber sie erreichten durch diesen Antrag nichts, denn Mr. Crosse war von den Godolphins jetzt so vollständig getrennt, als ob er nie mit ihnen in Verbindung gestanden hätte.

Die Arbeit, der Wirrwarr und die Ungewißheit, von denen ein Bankrott in der Regel begleitet zu sein pflegt, waren so ziemlich vorüber und die Gläubiger wußten das Beste und das Schlimmste.

Die sich ergebende Dividende war eine sehr gering-

und wäre noch geringer gewesen, wenn nicht Lord Averil's Forderung wegen der abhanden gekommenen Papiere, deren Werth sechzehntausend Pfund betrug, ganz außer allem Betracht geblieben wäre.

Diese Papiere und alles, was damit zusammenhing, wurden in so vollständiges Schweigen versenkt, daß man sich hier und da zu fragen begann, ob dieser früher so viel besprochene Verlust nicht am Ende gar ein bloßes Märchen gewesen sei.

Thomas Godolphin hatte alles hergegeben, sogar die Uhr aus der Tasche, den Siegelring vom Finger. Letztern gab man ihm zurück. Die Schmucksachen seiner Schwestern wurden ebenso wie die Mary's mit weggenommen.

Das in baarem Geld und Bankactien bestehende Vermögen der Schwestern war natürlich auch verloren. Das Geld war verzinslich in der Bank angelegt gewesen und die Actien hatten natürlich jetzt keinen Werth mehr.

Nur Janet hatte eine Leibrente von etwas über hundert Pfund jährlich und diese konnte ihr Niemand nehmen.

Die andern Godolphins sahen sich an den Bettelstab gebracht. Sie waren weit schlimmer daran als irgend einer ihrer sie schmähenden Gläubiger, denn für sie war alles verloren — Häuser, Grundstücke, Geld, Hausgeräth und persönliches Eigenthum.

Hätte Thomas Godolphin Aussicht gehabt, noch lange in einem Lande zu weilen, wo der Mensch diese Dinge bedarf, so wäre die Frage entstanden, wo er für die Zukunft so viel, als zum Leben hinreichend ist, hätte herbekommen sollen.

Das von Lord Averil in Vorschlag gebrachte Arrange-

ment war in Ausführung gekommen und er jetzt Besitzer von Ashlydyat mit allem, was es enthielt.

Es ist allerdings eine Abweichung von dem betreffenden Gesetz, wenn in dergleichen Fällen der Masse gehöriges Eigenthum auf dem Wege des Privatabkommens veräußert wird, doch war es im vorliegenden Falle mit voller Zustimmung aller Betheiligten geschehen.

Selbst die Gläubiger, welche natürlich allemal so sicher als möglich zu gehen wünschen, waren froh, daß auf diese Weise die Kosten vermieden wurden, welche eine öffentliche Auction verursacht haben würde. Die Besitzung Ashlydyat ward taxirt und Lord Averil bezahlte die geforderte Summe, ohne weiter ein Wort zu verlieren.

Die Ueberlassung des Hausgeräthes, wie es stand und lag, war für die Verkäufer ohne Zweifel ebenso vortheilhaft.

Ja, Ashlydyat war den Godolphins entrissen, Thomas und seine Schwestern aber blieben darin. Ersterer hatte sich leicht dazu bereden lassen. Lord Averil hatte die Hand seines Freundes in die seine geschlossen und ihm mit wenigen gerührten Worten zu verstehen gegeben, er habe die Besitzung ausdrücklich deshalb mit gekauft, damit er, Thomas, in seinem Vaterhause bleiben könne, solange —

Thomas Godolphin verstand nur zu wohl, was sein Freund sagen wollte.

„Sei es denn so", sagte er ruhig. „Ich werde Euch allen nicht lange mehr zur Last fallen, Averil."

Es waren dies fast dieselben Worte, welche Sir Georg Godolphin früher einmal zu seinem ältesten Sohn gesagt:

„Ich werde Dich und Ethel nicht lange mehr hindern, Besitz von Ashlydyat zu nehmen.“

Und somit blieb der arme kranke Thomas in Ashlydyat, und die Wochen vergingen eine nach der andern, der Sommer näherte sich seinem Ende und Vieles mit ihm.

Thomas Godolphin fing an, besser verstanden zu werden, als zur Zeit der Katastrophe der Fall gewesen, und Mancher bereute jetzt die grausamen Vorwürfe, womit er ihn früher überhäuft.

Vielleicht gab es unter den sämmtlichen Gläubigern nicht einen einzigen, der, wie groß auch der von ihm erlittene Verlust sein mochte, nicht bereit gewesen wäre, die Hand auszustrecken und noch mehr Geld zu opfern, wenn dadurch Thomas Godolphin's Leben hätte gerettet werden können.

Man sah ein, daß die Schuld nicht an ihm gelegen. Man war überzeugt, daß, wenn er mit seinem eigenen Leben die Katastrophe hätte abwenden können, er dieses Opfer gebracht haben würde. Man wußte, daß sein ganzes noch übriges Leben der Trauer und dem Kummer geweiht war, und schämte sich im Stillen, daß man so grausam und bitter gegen ihn gewesen.

Anders stand es mit Georg. Dieser erlangte die Achtung seiner frühern Geschäftsfreunde nicht wieder, und hätten sie ihn jetzt vor der Bank auf eine Stange setzen und mit faulen Eiern und andern dergleichen angenehmen Geschossen nach ihm werfen können, so wäre dies für sie eine willkommene Rache gewesen.

Hätte Lord Averil ihn, wie er eigentlich verdient, als Betrüger vor die Schranken des öffentlichen Gerichts

stellen lassen, so hätte er halb Priors Ash zur Augenweide gedient.

Man erging sich über ihn in den bittersten Bemerkungen, und nur die Zeit konnte die Erinnerung an seine verwerfliche Handlungsweise allmälig in den Hintergrund drängen.

Er war schon längst wieder nach Priors Ash zurückgekehrt und immer noch der heitere lebenslustige Georg.

Soviel sich nach dem äußern Schein beurtheilen ließ, schien die Calamität spurlos an ihm vorübergegangen zu sein. Auf seiner schönen glatten Stirn war keine Falte, in seinen üppigen Locken kein graues Haar, in seinem dunkelblauen Auge keine Wolke zu sehen. Er war schön, anziehend und bezaubernd wie stets, und auch sein heiterer, leichter Sinn schien noch ganz derselbe zu sein.

Wenn ein schwer benachtheiligter Gläubiger, wie dies zuweilen geschah, bei einer zufälligen Begegnung auf der Straße oder sonstwo ihn ohne weiteres zur Rede stellte, so ging Georg dennoch aus diesen kleinen Einzelkämpfen als Sieger hervor. Mit freundlichem, gewinnendem Lächeln faßte er den Murrenden bei den Händen, betheuerte, daß mit der Zeit alles ausgeglichen werden solle, und der Feind ließ sich wenigstens für den Augenblick beschwichtigen. Es war unmöglich, Georg Godolphin nicht zu bewundern; es war unmöglich, ihn nicht lieb zu gewinnen; es war unmöglich, nicht durch sein offenes, freimüthiges Wesen bestochen zu werden.

Man wußte recht wohl, daß er bei dem Insolvenzgericht mehrere scharfe Verhöre zu bestehen gehabt hatte, aber auch aus diesen schien er siegreich hervorgegangen zu sein.

Da er von Lord Averil nichts zu fürchten hatte, so war alles Andere verhältnißmäßig leicht, und sein guter Humor ward ihm ebenso wenig untreu als seine Geistesgegenwart. Alles schien ihm, wie man zu sagen pflegt, für voll auszugehen. Jene gefälschten Einträge in den Büchern, wofür mancher Andere zur Verantwortung gezogen und bestraft worden wäre, wurden ihm nachgesehen, wie denn überhaupt zu vermuthen stand, daß seine Fälschungen von der zur Prüfung der Bücher niedergesetzten Commission niemals in ihrem ganzen Umfange ermittelt wurden.

Nur Thomas Godolphin und Mr. Hurde hätten hierüber vollständige Auskunft geben können, ersterer aber nahm den Vorwurf in Bezug auf unordentliche und nachlässige Buchführung und rücksichtslose Geldverschwendung lieber auf sich selbst, als daß er Georg verrathen hätte.

Wäre auch alles vollständig ermittelt und klar gemacht worden, so hätte dies doch den Gläubigern nicht das Mindeste genützt, und von diesem Gesichtspunkt aus konnte man daher ebenso gut die Sache ruhen lassen.

Ebenso wenig konnte es etwas nützen, Georg Godolphin zu fragen, wo das viele Geld hingekommen, zu welchem Zweck diese oder jene Summe verwendet worden. Georg hätte es nicht sagen können. Er wußte es ebenso wenig als Jemand anders.

Ward er gefragt, so fuhr er sich mit seiner weißen Hand durch das glänzend goldene Haar und versuchte anscheinend sein Möglichstes, um Auskunft über diesen und jenen Posten zu geben. Alles aber war vergebens.

Vor den Untersuchungsbeamten erschien er mit der

von jeher gewohnten Eleganz. Ein schlichter, eher etwas abgetragener als neuer Rock wäre sicherlich für eine solche Gelegenheit als angemessen zu empfehlen gewesen; Georg Godolphin verrieth aber durch nichts, daß er diese Forderung des Zartgefühls verstehe, und seine Kleidung war fein und geschmackvoll.

Natürlich konnte man seinen feinen Rock und seine zierlichen Stiefel nicht als etwas Incriminirendes betrachten, aber dennoch hefteten die Gerichtspersonen ihre Augen bedeutungsvoll auf die massive goldene Kette, welche von seiner weißen Weste herabhing, und auf die schöne goldene Repetiruhr, die er, als ob ihm die Zeit lang würde, mehr als einmal hervorzog. Man gab ihm zu verstehen, daß diese Gegenstände, so lieb ihm dieselben auch zu sein schienen, zum Besten der Masse confiscirt werden müßten, und er gab sie lächelnd heraus.

Dieser kleine Vorfall ward als interessante Anekdote natürlich bald und überall bekannt, und als Georg nicht lange darauf mit Charlotte Pain zusammentraf, sagte sie ihm, er sei ein Thor, daß er sich mit Schmuck behangen in das Lager der Philister begeben habe.

Georg war jedoch nicht mit Vorsatz unehrlich — wenn man nach dem, was wir bis jetzt über ihn erfahren, diesen Ausspruch gelten lassen will — und er antwortete daher, es sei nicht mehr als recht, wenn die Gläubiger ihm seine Uhr und was er sonst besäße, abnähmen.

Georg war nämlich blos dann unehrlich, wenn ihn die Noth dazu trieb. Er hatte Lord Averil's Werthpapiere gestohlen, aber er war nicht fähig, niedrigerweise seine persönlichen Kleinodien zu verstecken.

Er war nun drei- oder viermal in Priors Ash gewesen. Die Leute wunderten sich, warum er nicht da blieb, warum er immer und immer wieder nach London ging. In demselben Augenblick nämlich, wo er fand, daß er in Priors Ash entbehrt werden konnte, eilte er fort, um nicht eher wiederzukehren, als bis er gebieterisch verlangt ward.

Der Grund hiervon war einfach der, daß er sich in Priors Ash doch unbehaglich fühlte. Trotz seiner Selbstbeherrschung, trotz des heitern Humors, den er den Einwohnern gegenüber an den Tag legte, war ihm der Ort doch gründlich verhaßt und beinahe unerträglich geworden. Er mied und fürchtete ihn, wie ein frommer Katholik das Fegefeuer.

Aus diesem und keinem andern Grunde that Georg sein Möglichstes, um sich fern davon zu halten.

Als er Lord Averil gesprochen, hatte sein schönes Gesicht allerdings einen gewissen Grad von Scham verrathen. Er hatte mit einigen Worten um Entschuldigung für das gebeten, was er gethan, für die ihm bewiesene Nachsicht gedankt und für die Zukunft die besten Versprechungen gegeben.

„Wenn Gott mir das Leben schenkt, so werde ich Ihnen alles vollständig ersetzen“, murmelte er. „Es war nicht meine Absicht, die Papiere zu nehmen, Averil, das versichere ich Ihnen hiermit hoch und theuer. Ich glaubte, sie wieder zur Stelle schaffen zu können, ehe etwas davon bekannt würde. Der Umstand, daß Sie die Papiere so schnell verlangten, machte mir einen Strich durch meine Manipulation. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so

hätte ich vielleicht alles wieder ins Gleiche gebracht und unser Haus wäre nicht gestürzt. Sie können sich denken, daß es kein leichter Druck war, welcher mich zwang, diese Papiere anzurühren. Nur der Himmel kennt die Bedrängniß und Versuchung jenes Augenblicks."

Und von welcher Art war das erste Wiedersehen zwischen den beiden Brüdern?

Kein Auge sah, kein Ohr hörte etwas davon.

Thomas Godolphin ward durch die Handlungsweise seines Bruders vor der Zeit ins Grab gestürzt, aber er sagte ihm deswegen kein unfreundliches Wort.

Wie Georg sich vertheidigte, ob er dies überhaupt that, oder ob er sich vielleicht gar nicht die Mühe nahm, es zu thun, darüber erfuhr das Publikum nichts.

Lady Godolphin's Folly befand sich nicht mehr im Besitz der Verralls oder Charlottens, sondern Lady Godolphin selbst hatte dieses schöne Haus wieder bezogen.

Sie schien nicht um einen Tag älter geworden zu sein. Ihre blühende Gesichtsfarbe war so zart und frisch wie je, ihre Toilette noch ebenso geschmackvoll, ihr blondes Haar noch ebenso jugendlich.

Sie kam mit ihren Dienern und ihren Wagen und nahm mit dem ganzen Glanze der Vergangenheit wieder ihren Wohnsitz in der Folly.

Ihr Einkommen war bedeutend und die Unglücksfälle, welche die Familie in der letzten Zeit heimgesucht, berührten sie nicht. Sie erklärte, daß sie damit ebenso wenig als mit Georg's Handlungsweise etwas zu schaffen habe. Sie sprach sich gegen ihre Bekannten und öffentlich in verächtlichem, wegwerfendem Tone darüber aus, gerade so, wie man sich

über die tadelnswerthe Handlungsweise fremder Personen ausspricht.

Georg's Schande, erklärte sie, könne unmöglich auf die Familie zurückfallen, und mit ihm selbst habe sie weiter nichts zu thun. Sie für ihre Person habe ebenso wenig als ihre Stieftöchter Grund, sich deswegen zu verstecken oder in Sack und Asche zu trauern.

Viele ihrer alten Bekannten stimmten dieser Anschauungsweise vollkommen bei und halfen durch ihre Besuche wieder Leben und Bewegung in die Folly bringen.

Wenn Lady Godolphin erklärte, künftig nichts mehr mit Georg zu thun haben zu wollen, so war dies nicht mehr, als der eben genannte Gentleman verdiente; ihre feindliche Gesinnung erstreckte sich aber auch auf die ganz schuldlose Mary.

Bei ihrer Rückkehr nach Priors Ash war sie allerdings geneigt gewesen, Mary's Partie zu nehmen und ihr Mitleid und Sympathie zu schenken. Sie fuhr demgemäß eines Tages in Gala bei ihr vor und ließ ihren Wagen mit dem gepuderten Kutscher und Lakai in Crosse-Street vor der Bank auf- und abfahren, während sie selbst hineinging.

Sie gestand offen, daß sie sich gewissermaßen als die entfernte Ursache betrachte, welche zu Mary's Vermählung mit Georg Godolphin geführt, denn sie glaubte, Mary's öfteres Verweilen in der Folly und später ihr Besuch in Broomhead habe Georg Gelegenheit gegeben, seine jetzige Gattin kennen und lieben zu lernen. Natürlich bedauerte sie dies jetzt und wünschte, daß, weil Georg sich so unwürdig erwiesen, diese Heirath nie zu Stande gekommen wäre. Wenn sie etwas thun könnte, um dieses Unheil wieder gut-

zumachen, so wäre sie, sagte sie, gern bereit dazu, und bot Mary ein Asyl in der Folly an. Dort, meinte sie, wäre sie sicher vor Behelligungen und vor — Georg.

Mary verstand anfangs gar nicht, was Lady Godolphin sagen wollte; als dies endlich der Fall war, bestand ihre ganze Antwort darin, daß sie Lady Godolphin dankte und dann in ihrer ruhigen sanften, aber zugleich unermüdlichen und unerschütterlichen Weise ihren Gatten vertheidigte.

Sie gab nicht zu, daß auch nur ein Schatten von Makel an ihm hafte; sie erklärte, daß ihre Pflichten gegen ihn noch unverändert dieselben seien, und daß sie, selbst wenn die ganze Welt sich gegen ihn kehrte, treu bei ihm ausharren würde.

Dies ärgerte Lady Godolphin.

„Wissen Sie, liebes Kind", fragte sie, „daß Sie fortan zwischen Ihrem Gatten und der Welt wählen müssen?"

„Inwiefern?" entgegnete Mary.

„Inwiefern, fragen Sie! Wenn ein Mann so handelt, wie Georg Godolphin gehandelt hat, so zieht er zwischen sich und der Gesellschaft eine Schranke. Nun aber ist durchaus keine Nothwendigkeit vorhanden, daß diese Schranke sich auch mit auf Sie erstrecke, Mary. Wenn Sie auf einige Zeit zu mir kommen wollen, so werden Sie finden, daß dies der Fall ist, nämlich, daß diese Schranke sich nicht mit auf Sie erstreckt."

„Sie sind sehr gütig, Lady Godolphin, aber mein Gatte ist mir mehr als die Welt."

„Dann billigen Sie wohl gar, was er gethan?"

„O nein", entgegnete Mary. „Aber es kommt mir

in meiner Stellung nicht zu, der Welt zu zeigen, daß ich es mißbillige."

„Ich dagegen sollte meinen, es käme Ihnen dies zu", sagte Lady Godolphin in dem harten Ton, den sie anzunehmen pflegte, wenn ihr Jemand widersprach.

Mary schwieg. Sie stritt sich überhaupt nie mit Jemand.

„Dann wollen Sie also wohl der Welt lieber Trotz bieten?" hob Lady Godolphin wieder an. „Sie wollen sich von derselben zurückziehen! Das ist ein sehr gewagter Schritt, Mary."

„Was kann ich aber Anderes thun?" entgegnete Mary. „Wenn die Welt mich verleugnet, weil ich nicht von meinem Gatten lassen will, so kann ich es weiter nicht ändern. Ich habe ihn geheirathet, um mit ihm alles zu theilen und zu tragen, Freude wie Leid, Lady Godolphin."

„Sie müssen selbst gestehen, Mary", entgegnete Mylady etwas spitz, „daß Ihre Liebe zu Georg Godolphin gewissermaßen etwas Lächerliches hat."

„Das ist wohl möglich," antwortete Mary und erröthete, während allerlei Erinnerungen in ihr aufstiegen. „Ganz gewiß aber ist dies kein Verbrechen, Lady Godolphin. Er ist ja mein Gatte."

„Und Sie wollen sich nicht von ihm lossagen?"

„O nein, nein!"

Lady Godolphin erhob sich. Sie zuckte die Achseln, während sie ihren weißen Spitzenshawl darüber zog, und betrachtete ihren blauen Hut und ihre rosigen Wangen in dem Pfeilerspiegel.

„Sie wollen lieber zu Ihrem Gatten halten als zu

mir, Mary, lieber als zu der Welt", sagte sie. „Von diesem Augenblick an erkläre ich daher, daß ich mit Ihnen ebenso wenig etwas zu schaffen haben will als mit ihm selbst."

Mit diesen Worten nahm sie Abschied und ging fort, um wieder in ihren Wagen zu steigen, während sie bei sich dachte, was für ein blindes, hartnäckiges, verstocktes Geschöpf doch diese Mary Godolphin sei. Sie sah nicht, was es diesem „verstockten Geschöpf" gekostet hatte, ihr gegenüber die Fassung zu behaupten; sie sah nicht, daß ihr beinahe das Herz brach, und daß der Kummer, der sie drückte, schwerer war, als ihre Kräfte auf die Länge zu tragen vermochten.

Zehntes Kapitel.

Georg Godolphin stand an eine Säule der Terrasse gelehnt, auf welche die Glasthüren des Speisezimmers hinausführten.

Er hatte mit seiner Familie bis jetzt noch in dem Bankhause gewohnt, dies war aber der letzte Tag, den sie darin verleben sollten. Die Leute in Priors Ash wunderten sich, daß er noch so lange in diesem Hause geweilt hatte. Vom morgenden Tage an war das Haus öffentliches Eigenthum. Dann sollte alles numerirt und katalogisirt und auf die verschiedenen, für die Auction bestimmten Tage eingetheilt werden und das Publikum hineinströmen, um seine Blicke an den Hausgöttern zu weiden, welche bis jetzt Georg Godolphin's häuslichen Herd beschirmt.

Wie war ihm zu Muthe, als er so hier stand? War sein Gemüth schwer bedrückt, wie dies unter ähnlichen unglücklichen Umständen, wenn wir der hierüber vorhandenen schriftlichen Nachricht trauen dürfen, mit einem andern Manne, jenem großen und edlen Dichter der Fall war, dem im Tode wie im Leben gleiches Mißgeschick beschieden

war, obschon sein alles überstrahlender Genius bis jetzt noch nicht seines Gleichen gefunden:

Es war ein schwerer Augenblick, als er so stand
Allein am öden Herde, dessen Götter
Zerschmettert lagen von des Schicksals Hand.

Fand Georg Godolphin den Augenblick wirklich schwer? War sein Herd verödet? Nein, in dem Sinne, in welchem jener Dichter sprach, nicht, denn Georg Godolphin hatte noch sein Weib.

Mary war ihm treulich zur Seite geblieben. Als er zuerst wieder nach Priors Ash zurückkehrte, hatte sie ihn mit ihrem freundlichen Lächeln, mit bewillkommnenden Worten begrüßt. Sie sprach nicht davon, wie furchtbar sie jener Schlag getroffen, als sie erfuhr, daß er es gewesen, welcher Lord Averil's Papiere gestohlen; sie sprach nicht von jenem zweiten, für sie nicht minder furchtbaren Schlage.

Welche Wirkung jenes von Margery erwähnte, für sie so kränkende Gerücht auch im Stillen auf sie geäußert haben mochte, so verrieth sie dies doch gegen Georg mit keiner Silbe. Er hatte keine Ahnung, daß ein solches Gerücht in Bezug auf ihn selbst ihr jemals zu Ohren gekommen sei.

Er wußte am besten, ob dasselbe gegründet, oder ob es blos eine jener Verleumdungen war, welche nur in Neid und Schadenfreude ihren Ursprung haben. Mochte es damit auch stehen, wie es wollte, so konnte er keinesfalls errathen, daß ein solches Gift in das Ohr seines Weibes geträufelt worden.

Wenn ihm auch ihr Gruß etwas seltsam und ihr Wesen stiller und gedämpfter als früher vorkam, so brachte er dies

doch alles auf Rechnung der ihr beschieden gewesenen Widerwärtigkeiten.

In Ashlydyat waren die Hausgeräthschaften mit von dem neuen Besitzer erworben worden, hier im Bankhause war dies jedoch nicht der Fall, und dies war der letzte Tag, ja fast die letzte Stunde, wo Georg Godolphin und die Seinigen davon Gebrauch machen durften. Man hätte daher meinen sollen, seine Augen würden trauernd auf den Stühlen und Tischen und auf den verschiedenen umhergestreuten Zierathen, von den werthvollen Gemälden an bis zu den kostbaren Teppichen, ruhen. Dies war aber durchaus nicht der Fall. Georg's Augen hafteten vielmehr auf seinen Fingernägeln, die er zu putzen und zu glätten bemüht war, während er dabei eine Melodie aus einer neuen Oper trällerte.

Diesen Abend nach Einbruch der Dämmerung wollten sie das schöne bequeme Haus verlassen, um eine obscure Miethwohnung zu beziehen und in der Wagschale dessen, was die Welt die Gesellschaft nennt, gänzlich hinabzusinken.

Nicht als ob die sie erwartende Wohnung an und für sich elend oder armselig gewesen wäre; wir nennen sie blos obscur im Vergleich mit dem Bankhause, ganz besonders aber mit dem Hause, welches Georg später einmal zu besitzen gehofft, nämlich Ashlydyat.

Er konnte aber einmal, und wenn sein Leben auf dem Spiele gestanden hätte, nicht vorsichtig und sparsam sein. Als die Zeit herannahte, wo ihr Aufenthalt in dem Bankhause sein Ende erreichen mußte und Mary ihm nach London schrieb, um ihn an diese Thatsache zu erinnern und ihn zu fragen, wohin sie nun gehen und was sie beginnen

sollten, hatte er geantwortet, die Sache habe keine Eile und Mary möge nur alles ihm überlassen.

Am nächstfolgenden Tage kam er selbst, ging sofort aus und miethete eine feinmöblirte Wohnung zu drei Guineen die Woche.

Mary erschrak, als sie diesen Preis hörte. Wovon sollte derselbe bezahlt werden? Georg wußte dies allerdings für den Augenblick selbst nicht, bei seinem sanguinischen Temperament würde er aber kein Bedenken getragen haben, sofort eine Wohnung für zehn Guineen die Woche zu miethen.

Mary war umsichtiger und beredete ihn wenigstens so weit, daß er die Drei-Guineen-Wohnung aufgab und eine andere zu einem Drittel dieses Preises miethete. Sie hätte eigentlich eine noch billigere gewünscht, Georg aber verlachte sie.

So stand er jetzt da in seiner sorglosen Schönheit. Sein heiteres Antlitz war abwärts gewendet und seine lange schöne Gestalt anmuthig ein wenig nach vorn geneigt. Die Sonne spielte auf seinem Haar und ein Lächeln verklärte sein Gesicht, während er sein Liedchen fortträllerte.

Mit welchen Gebrechen Georg Godolphin auch in gewissen Beziehungen behaftet sein mochte, so konnte ihm doch, was persönliche Reize betraf, kein Mangel zum Vorwurf gemacht werden. Alle Unruhe, Angst und Sorge schien von ihm gewichen, und er war wieder, was er früher gewesen, der flotte, lebenslustige Georg.

Ganz gewiß lag der Fehler an seiner geistigen Organisation, denn er schien wegen des Geschehenen nicht das mindeste Gefühl von Scham zu empfinden. Ruhig und

gelassen stand er da, als wäre er ebenso würdig wie sein Vater, an dem stolzen Hofe von St.-James niederzuknieen, um von der Königin mit dem blanken Schwert berührt zu werden und als Sir Georg wieder aufzustehen.

Plötzlich ward er in seiner müßigen Beschäftigung durch ein Geräusch unterbrochen und blickte auf. Meta kam mit etwas schwarzen Händen und schmuziger Schürze, als ob Margery seit einer Stunde nicht Zeit gehabt hätte, sich um sie zu bekümmern, herbeigesprungen.

Georg klappte sein Messer zu und streckte die Arme aus.

„Papa“, rief Meta ihm entgegen, „trinken wir noch hier Thee oder wenn wir in das neue Haus gezogen sind?“

„Frage Mama“, antwortete Georg.

„Mama trug mir auf, Dich zu fragen. Sie weiß es nicht, sagte sie. Sie hat keine Zeit, mit mir zu plaudern. Sie will eben den großen Kasten auf die Bank setzen, um einzupacken. Wird unsere neue Wohnung schöner sein als diese, Papa? Haben wir dort auch einen großen Garten? Margery sagt, es werde dort für mein Schaukelpferd kein Platz sein. Ist das wahr?“

Die Fragen des Kindes würden Georg Godolphin's Ohr, wenn er denselben Gehör geschenkt hätte, doch schmerzlich berührt haben. Wie wenig er sich auch um seinetwillen aus dem Bankrott zu machen schien, so beklagte er doch die Folgen desselben um seines Weibes und seines Kindes willen bitterlich.

Sie aus ihrer zeitherigen Wohnung vertrieben und zu nie gekannten Einschränkungen und Unbequemlichkeiten verurtheilt zu sehen, war die bitterste Pille, welche Georg Godolphin jemals verschlucken müssen, und er hätte seinen

rechten Arm darum gegeben, wenn er ihnen dadurch ihre zeitherige Stellung hätte wahren können.

Ohne auf Meta's Geplauder zu achten, eilte er in sein Schlafzimmer hinauf.

In diesem war alles durcheinander geworfen und Koffer, Kisten und Kleidungsstücke standen und lagen umher. Mary war keuchend bemüht, einen schweren Koffer auf eine kleine Bank zu heben, um ihn bequemer vollpacken zu können. Ihre schwachen Kräfte machten dies zu einer Riesenaufgabe für sie.

Georg hob den Koffer mit einem einzigen Ruck seiner starken Arme auf den gewünschten Platz und zwang dann seine Gattin, in einem Lehnstuhle Platz zu nehmen.

„Wie kannst Du so unvorsichtig sein, Mary!" rief er in ärgerlichem Tone, indem er sich vor sie hinstellte.

„Ich habe mir keinen Schaden gethan", antwortete sie. „Eingepackt müssen die Sachen doch werden."

„Allerdings, aber nicht von Dir. Wo ist Margery?"

„Margery hat schon ohnehin viel zu thun. Sie kann nicht alles machen."

„Aber wo ist denn Sarah?" fragte Georg fast heftig weiter.

„Sarah ist in der Küche und bereitet unsere Mahlzeit. Dies will auch besorgt sein."

„Zeige mir die Sachen und ich will sie selbst einpacken."

„Ach lieber gar! Was kann es mir wohl schaden, wenn ich die Sachen in den Koffer lege? Du hast Dich ja sonst nie in meine Verrichtungen gemischt, Georg."

„Dergleichen Arbeit hast Du auch früher nicht zu verrichten gesucht. Ich will es auch nicht. Wärest Du stark

und kräftig, so könntest Du es meinetwegen thun, so aber nicht."

Sein ärgerlicher Ton hatte seinen wahren Grund in den Selbstvorwürfen, die er sich machte.

Mary war aber an diesem Tage weniger als an einem andern im Stande, diese unfreundlichen Bemerkungen gleichgültig hinzunehmen, und brach in Thränen aus.

Georg ward durch diese Thränen zu noch größerer Erbitterung gereizt, denn er betrachtete sie als einen stummen Vorwurf. Dies waren sie im Grunde genommen auch, wie wenig Mary dies auch eigentlich beabsichtigen mochte.

„Komme mir nicht so, Mary! Das kann ich nicht ertragen!" rief er mit vor Aufregung heiserer Stimme. „Wenn Du dieser kindischen Mißlaune Raum gibst, so laufe ich davon."

Im nächsten Augenblick bereute er schon die Worte und den Ton, in welchem er sie gesprochen, denn letzterer war ebenso ungerechtfertigt als erstere.

Mary war ihm nicht mit Vorwürfen und Klagen beschwerlich gefallen, wie manche andere Frauen gethan haben würden. Sie hatte mit keinem Worte dem Kummer, der an ihrem Herzen nagte, Ausdruck gegeben. Sie war stets rücksichtsvoll gegen ihn gewesen und hatte sich während seiner Anwesenheit in Priors Ash stets gefaßt und standhaft gezeigt. Selbst jetzt wollte sie, während sie diese rebellischen Thränen trocknete, ihn nicht glauben lassen, daß sie dieselben um des entschwundenen Glücks der Vergangenheit willen vergossen, sondern murmelte etwas von plötzlichem Kopfweh.

Er durchschaute den frommen Betrug; er erkannte den

Edelsinn ihres Herzens, und tiefe Scham röthete sein schönes Antlitz, während er sich zu ihr herabneigte, und sein Ton ging in den der innigsten Zärtlichkeit über.

„Wenn Du auch diese Heimat verloren hast, Mary, so will ich Dir doch eine andere schaffen", flüsterte er. „Nur gib mir ein wenig Zeit. Gib Deinem Kummer womöglich nicht in meiner Gegenwart Raum, denn er zerreißt mir das Herz. Lieber will ich mich laut von der ganzen Welt schmähen lassen, als einen einzigen stummen Vorwurf von Dir hinnehmen."

Diese freundlichen Worte äußerten auf die stille Dulderin die Wirkung eines kostbaren heilenden Balsams. Mit wie rauher Hand sie auch aus ihren frühern Wonneträumen aufgerüttelt worden, so liebte sie ihren Gatten doch noch zärtlich, ja, vielleicht liebte sie ihn jetzt nur um so mehr, denn die Leidenschaften des menschlichen Herzens sind wunderbar und launenhaft.

Margery trat schwer bepackt in das Zimmer. Georg war vielleicht froh, einen andern Gegenstand für seinen Unmuth zu finden, und drehte sich nach ihr herum, während er in seinem frühern ärgerlichen Tone wieder anhob:

„Was soll das heißen, Margery? Ich komme hier herauf und finde, wie Eure Herrin Koffer umherschleppt und einpackt. Könnt Ihr denn das nicht besorgen?"

Margery war diesen Tag ebenso wenig auf guter Laune als Georg, und ihre Antwort kam daher der seinigen an Schärfe vollkommen gleich. Einen directen Vorwurf hatte sie sich allerdings gegen ihren Herrn bis jetzt noch nicht erlaubt, obschon sie dies sehr gern gethan hätte, denn Niemand urtheilte über Georg's Thun und Treiben strenger.

„An zehn Orten zugleich kann ich nicht sein", sagte sie, „und ebenso wenig kann ich die Arbeit von zehn Leuten verrichten. Wenn Sie Jemand wissen, der es kann, so lassen Sie sich nicht abhalten, ihn an meiner Statt zu engagiren."

„Habe ich Euch nicht gefragt, ob Ihr Hülfe beim Packen brauchtet, und habt Ihr mir nicht geantwortet, daß Ihr keine brauchtet?" entgegnete Georg.

„Ich brauche auch keine", antwortete Margery. „Ich kann alle diese Sachen hier recht wohl allein einpacken, wenn man mir nur Zeit und es mich auf meine Weise thun läßt. Wer hat, als Lady Godolphin die Sachen von Ashlydyat nach der Folly und später von dort Sir Georg's Willen gemäß wieder dahin zurückschaffen ließ, den größten Theil des Einpackens besorgt als ich? Es müßte sonderbar zugehen, wenn ich nicht auch diese paar Kleider und Hemden einpacken könnte, ohne fremder Beihülfe zu bedürfen."

Die arme Margery war augenscheinlich in etwas kampflustiger Laune. Früher hätte Georg sie durch ein stolzes Machtwort oder je nach der Stimmung, in der er sich befunden, durch einen spöttischen Scherz abgefertigt.

Heute that er dies nicht. Der alten Dienerin war Unrecht geschehen, und wahrscheinlich fühlte er das. Sie hatte ihre armseligen langjährigen Ersparnisse — die Brays hatten dieselben nicht sehr anwachsen lassen — verloren und ebenso das Geld, welches ihr die verstorbene Mistreß Godolphin hinterlassen. Alles war in der Bank angelegt gewesen und alles durch den Sturz derselben mit verschlungen worden.

Hierzu gesellten sich auch noch persönliche Unannehmlichkeiten. Margery sah sich jetzt auf ihre alten Tage mit

den Verrichtungen einer gewöhnlichen Dienstmagd belastet. Sarah war noch ihre einzige Gehülfin, und in der neuen Wohnung sollte Margery ganz allein die Bedienung ihrer verarmten Herrschaft besorgen.

„Macht, was Ihr wollt", sagte Georg, „Eure Herrin aber laßt aus dem Spiele."

„Wenn meine Herrin sich hinter meinem Rücken mit dem Einpacken der Sachen befaßt, so kann ich es weiter nicht hindern. Daß sie es nicht nöthig hat, weiß sie. Wenn Sie die Güte haben wollen, Mistreß Godolphin", fuhr sie zu dieser gewendet fort, „so lassen Sie diese Sachen ganz ruhig liegen und verlassen Sie sich wegen des Einpackens auf mich. Was hat das Einpacken einiger wenigen Kleider wohl zu sagen?" setzte sie in wegwerfendem Tone hinzu. „Weiter haben wir ja nichts mitzunehmen. Wenn ich ein paar Betten oder ein paar blecherne Schüsselwärmer mit einpacken wollte, so würde ich am Ende gar noch des Diebstahls angeklagt."

Dies war es eben, was Margery die Laune so sehr verdorben hatte, daß alles bis auf einige Kleider und dergleichen Gegenstände dagelassen werden mußte. Trotz ihres mürrischen rauhen Wesens war sie doch eine unverbrüchlich treue Dienerin, und es gilt die Frage, ob sie den Verlust der so schön ausgestatteten Wohnung nicht noch schmerzlicher empfand als selbst Mary und Georg.

Die Sachen, welche hier zurückgelassen werden mußten, gehörten nicht ihr. Jeder Gegenstand, der ihr persönliches Eigenthum war, war in ihrem unbestrittenen Besitz verblieben, aber dennoch war es ihr in ihrer Treue unerträglich, daß sie das zeitherige Eigenthum ihrer Herrschaft hier

zurücklassen mußte und nicht einmal einen blechernen Schüsselwärmer mitnehmen durfte.

Mary wanderte, da sie nicht mehr beim Einpacken mit Hand anlegen durfte, unruhig in einigen der ihr vertrautern Zimmer umher. Es war auch nicht mehr als billig, daß sie denselben einen Abschiedsbesuch machte.

Sie ging aus dem Schlafzimmer, in welchem das Einpacken stattfand, in Georg's Ankleidezimmer, dann in ihr eigenes Wohnzimmer und von da in das Gesellschaftszimmer. In allen weilte sie.

Man kann eine durch jahrelanges Glück geheiligte Heimat ohne Bedauern verlassen und mit Vergnügen gegen eine andere vertauschen, aber ihr gedemüthigt, arm und hoffnungslos den Rücken kehren zu müssen, ist eine Prüfung der schwersten und schmerzlichsten Art.

Abgesehen von dem Schmerz, den Mary empfand, war auch das Gefühl, welches sie bei jener Wanderung überhaupt beseelte, ein seltsames.

Die Gegenstände, welche diese Zimmer füllten, die kostbaren, gediegenen Möbel, die eleganten Zierathen von mannichfacher Gestalt und Art, die nicht nothwendigen, aber reizenden und anmuthigen Kunstgegenstände waren bis jetzt ihr und ihres Gatten Eigenthum gewesen. Sie hatten damit thun können, was ihnen beliebte.

Hätte Mary früher diese kostbare Vase zerbrochen, so hätte sie Niemand deshalb zur Rede gestellt; wäre es ihr oder Georg eingefallen, jenes schöne Medaillonkörbchen mit den sprechend ähnlichen Bildnissen der Schönheiten des alten lebenslustigen französischen Hofs zu verschenken, so hätte es ihnen Niemand wehren können. Hätten sie

Lust gehabt, dieses schöne Piano gegen ein anderes zu vertauschen, so hätte ihnen dies vollkommen freigestanden. Sie waren die Besitzer dieser ganzen Umgebung, Herr und Herrin dieses Hauses, mit allem was es enthielt, gewesen.

Wie stand es aber jetzt? Jetzt gehörte ihnen auch nicht ein einziger dieser Gegenstände mehr; sie waren blos die geduldeten Nutznießer, die Gegenstände blieben da, ihr Recht an denselben aber war erloschen. Wenn Mary das kostbare Spielzeug, welches ihre Hand jetzt berührte, fallen ließ und zerbrach, so mußte sie den Schaden ersetzen.

Dieses Gefühl war, wie schon gesagt, ein seltsames. Mit trockenem Auge und heißer Stirn wanderte sie durch die Zimmer. Thränen schienen ihr schon seit langer Zeit versagt zu sein.

Allerdings hatte nur erst vor wenigen Minuten das unfreundliche Benehmen ihres Gatten ihr einige entlockt, aber dies war ein ungewöhnlicher Fall.

Warum machte sie diesen Abschiedsbesuch in den Zimmern? fragte sie sich. Sie bedurfte dieses Besuchs nicht, um sich ihrer stets zu erinnern. Visionen der Vergangenheit tauchten vor ihrem innern Blick auf. Sie gedachte dieses oder jenes in diesen Zimmern verbrachten glücklichen Tages, der heitern Versammlungen, wenn sie Gesellschaft empfangen, der traulichen häuslichen Stunden, wenn sie hier allein mit ihm gesessen, den sie fast zu ihrem Abgott gemacht.

Wie schwer rächte sich jetzt diese Abgötterei! Hat es wohl je ein irdisches Idol gegeben, welches nicht seines Verehrers gespottet hätte? Ich kenne keins.

Wir vergöttern unser Kind, und siehe, es kommt die

Zeit, wo es sich gegen uns kehrt und uns das Herz zerreißt; wir vergöttern den Gegenstand unserer leidenschaftlichen Liebe, und was ist oft das Ende davon?

Mary setzte sich und stützte den Kopf auf die Hand, während sie mehr an die Vergangenheit als an die Zukunft dachte.

Sie begann dieser mit immer geringerer Hoffnung entgegenzusehen.

Es ist ein schlimmes Zeichen, wenn sich eine derartige Apathie des Menschen bemächtigt, denn sie ist ein Beweis, daß der Geist sich nicht in dem gesunden Zustande befindet, in welchem er sich befinden sollte.

Eine Zeit der Prüfung, der Gefahr rückte für Mary heran, und sie schien die Möglichkeit, daß sie derselben erläge, mit seltsamer Ruhe ins Auge zu fassen. Noch vor wenigen Monaten würde schon die leiseste Regung einer solchen Furcht sie aller Fassung beraubt haben. Sie hätte sich dann an ihren Gatten und an ihre Tochter geklammert und ein leidenschaftliches Gebet zu Gott gestammelt, sie nicht hinwegzunehmen.

Jetzt war es anders. Die Welt, in welcher sie so glücklich gewesen, hatte für sie allen Reiz verloren; der Abgott, in dessen Armen sie Schutz gesucht, war, wie sich ergeben, nicht von reinem Gold, und Mary begann die furchtbare Wahrheit des Ausspruchs jenes weisen Königs einzusehen, nämlich daß die Welt selbst mit ihren schönsten Hoffnungen eitel ist.

Elftes Kapitel.

Mistreß Charlotte Pain kam in ihren aufgerafften Röcken und trefflich passenden Lederstiefelchen kokett durch die Gassen von Priors Ash getrippelt. Sie hatte mit Bezug auf den Abschied von dieser ihr so vertraut gewordenen Stadt lange geschwankt.

Anfangs willens, sofort abzureisen, hatte sie die Sache sich später nochmals überlegt und an dem Tage, wo sie Lady Godolphin's Folly räumte, eine fein eingerichtete Wohnung in dem Herzen von Priors Ash bezogen, wiewohl blos, wie sie sagte, auf einige Wochen, nur um Zeit zu haben, gehörig Abschied von ihren Freunden zu nehmen.

Die Wochen waren aber eine nach der andern vergangen und Charlotte war immer noch da.

Die Gesellschaftskreise hatten Charlottens längeres Bleiben gern gesehen. Die feine Welt verschließt ihr stolzes Ohr sehr oft den bösen Geschichten, welche von gemeinen Menschen verbreitet werden.

So war auch in dem vorliegenden Falle die Gesellschaft taub gegen die anstößigen Gerüchte gewesen, in welchen Charlottens Name auf eben nicht ehrenhafte Weise vor-

kam, und was Mr. Verrall's Geschäfte mit Georg Godolphin betraf, wodurch angeblich der Ruin dieses letztern herbeigeführt worden, so wußte Niemand, ob dies nicht auch reine Verleumdung sei.

War aber auch etwas Wahres an der Sache, nun, so konnte man doch nicht Mistreß Charlotte Pain entgelten lassen, was Mr. Verrall verschuldet.

Und somit war Charlotte in ihrer neuen Wohnung ebenso populär und gesucht, als sie in Lady Godolphin's Folly gewesen, und war bis jetzt darin geblieben.

Nun aber wollte sie wirklich fort. Es war der letzte Tag ihres Verweilens in Priors Ash, und sie machte jetzt zu Fuße die Runde und stattete ihren Abschiedsbesuch in allen Häusern ab, wo sie Zutritt hatte.

Es schien fast, als hätte sie blos gewartet, um Augenzeuge von Mr. und Mistreß Georg Godolphin's Wegzuge aus dem Bankhause zu sein.

In fröhlich überwallender Simmung schritt sie einher und nickte allen zu, nach Fenstern hinauf, zu Thüren hinein, armen Leute zu Fuße, reichen in Equipagen — ihr gutmüthiges Lächeln galt allen. Sie eilte in Kaufläden hinein und plauderte vertraulich und gewann die Herzen der Verkäufer, indem sie dieselben fragte, ob es ihnen nicht leid thäte, sie zu verlieren.

Eben kam sie aus einem dieser Läden, als sie sich plötzlich dem Rector von Allerseelen gegenüber sah. Sie begrüßte ihn mit gebührender Verehrung.

„Ich mache meine Abschiedsbesuche", sagte sie. „Morgen ist Priors Ash mich los.

Der Rector erwiderte ihr Lächeln nicht. Sein Gesicht

war kalt, theilnahmlos und stolz-höflich, beinahe als ob er dächte, Priors Ash würde nichts eingebüßt haben, wenn es Mistreß Charlotte Pain schon früher losgewesen wäre.

„Wie befindet sich Mistreß Hastings heute?" fragte Charlotte.

„Nicht sonderlich wohl."

„Wie! Dann muß ich es möglich machen, ihr noch einen kurzen Besuch abzustatten. Adieu einstweilen. Hoffentlich sehe ich Sie noch einmal."

Sie grüßte, sich abermals tief verneigend, und der Rector hob schweigend seinen Hut. In Charlottens übertriebener Höflichkeit, in dem muthwilligen Funkeln ihres schalkhaften Auges las er herausfordernde Keckheit.

Wenn sie jedoch fürchtete, daß er die Absicht hätte, ihr auf offener Straße eine kleine Moralpredigt zu halten, so irrte sie sich vollständig. Der Rector mochte mit ihr ebenso wenig zu schaffen haben, als Lady Godolphin mit ihrem Stiefsohn Georg. Er setzte, während stillschweigende Verachtung und Verdammung aus seinen Augen leuchtete, seinen Weg weiter fort.

Charlotte ging ebenfalls weiter und brach fast in lautes Gelächter aus.

„Fürchtete er sich vielleicht, mir einen Besuch in der Rectorei zu verbieten?" fragte sie sich selbst. „Höchst wahrscheinlich hätte er es gern gethan. Ich werde sogleich hingehen."

Es dauerte nicht lange, so hatte sie die Wohnung des Rectors erreicht. Isaak war jedoch das einzige Mitglied der Familie, welches sie zu sehen bekam. Er meldete ihr,

daß seine Mutter sich Mistreß Pain bestens empfehlen lasse, aber außer Stande sei, sie zu empfangen.

„Was fehlt ihr denn?" fragte Charlotte, welcher dieser Vorwand ein wenig verdächtig erschien.

„Sie ist jetzt fast immer unwohl", lautete die etwas ausweichende Antwort, und Isaak war, obschon artig und höflich, doch ebenso kalt wie sein Vater. „Wann sagen Sie, daß Sie uns verlassen werden, Mistreß Pain?"

„Morgen früh. Und Sie? Wie ich höre, stehen Sie im Begriff, nach London zu gehen. Sie haben dort eine Anstellung gefunden, wie Georg Godolphin mir erzählte."

Isaak richtete seine Augen — sie glichen vollkommen denen des Rectors — gerade und voll auf ihr Gesicht. In ihrer gegenwärtigen, halb muthwilligen, halb herausfordernden Laune hatte sie absichtlich mit Georg's Namen als dem ihres Gewährsmannes paradirt, und Isaak verstand sie vollkommen. In ihren Augen spiegelte sich bald dieser, bald jener Ausdruck, der vorherrschende aber war gutmüthige Ironie.

„Ich trete in ein Bankgeschäft in Lombard-Street. Mr. Thomas Godolphin hat mir diese Anstellung verschafft."

„Es wird Ihnen aber dort nicht gefallen", sagte Charlotte.

„Das glaube ich selbst, aber dennoch schätze ich mich glücklich, diesen Posten bekommen zu haben."

„Ein Vortheil", fuhr Charlotte fort, „ist dabei wenigstens der, daß Sie uns dann besuchen können. Die Adresse meiner Schwester ist Ihnen bekannt. Kommen Sie, so oft Sie können, jeden Sonntag, wenn Sie wollen, auch jeden

Wochentag abends. Ich verspreche Ihnen im voraus, daß Sie willkommen sein werden."

„Sie sind sehr gütig", entgegnete Isaak kurz.

Sie gingen langsam auf das Gartenpförtchen zu und Isaak öffnete es.

„Was macht denn Reginald?" fragte Charlotte. „Haben Sie kürzlich von ihm gehört?"

„Nein, ganz kürzlich nicht. Sie wissen wohl, daß er jetzt in London ist und sich auf das Steuermannsexamen vorbereitet? Sobald er dieses gemacht hat, will er wieder zur See gehen."

„Wenn Sie ihm schreiben, so theilen Sie ihm unsere Adresse mit und fordern Sie ihn auf, mich zu besuchen. Und nun leben Sie wohl", setzte Charlotte gutmüthig hinzu. „Also spielen Sie nicht etwa den Menschenfeind, Mr. Isaak, sondern besuchen Sie uns. Hören Sie wohl?"

„Ja, ich höre", sagte Isaak, der allmälig durch die Einwirkung ihres guten Humors auch ein wenig aufthaute. „Ich wünsche Ihnen eine angenehme Reise, Mistreß Pain."

„Ich danke. Wenn — aber ist das nicht Grace?"

Charlotte blickte nach den obern Fenstern der Rectorei hinauf. Mistreß Akeman stand mit ihrem nun schon ziemlich großen Kinde an einem derselben.

„Sie ist auf heute Nachmittag bei uns zum Besuch", bemerkte Isaak.

„Und ist nicht einmal zu mir heruntergekommen?" entgegnete Charlotte. „Das ist in der That sehr höflich. Sagen Sie ihr dies von mir, Isaak. Leben Sie wohl!"

Die Thurmuhr schlug fünf, als Charlotte an der

Kirche vorüberkam. Es war dies die Stunde, zu welcher ihrem Befehl gemäß ihre Mahlzeit bereit sein sollte.

„Ach was da!" sagte sie bei sich selbst. „Deswegen kann ich jetzt nicht nach Hause gehen. Ich möchte sehen, ob sie schon in ihrer neuen Wohnung sind. Seid Ihr es, Mutter Bond?"

Es war in der That die alte Bond, welche jetzt auf Charlotte zukam und vor ihr stehen blieb. Ihr Gesicht sah bleich und eingefallen aus. Sie hatte heute noch keinen Tropfen Branntwein zu sich genommen.

„Ach, ich verschmachte fast", sagte sie. „Ich warte hier, um dem Rector aufzulauern, denn ich bin in seiner Wohnung gewesen, und man sagte dort, er sei ausgegangen. Freilich weiß ich auch nicht, ob es mir etwas helfen wird, wenn ich ihn spreche. Er hat jetzt auch nicht viel zu verschenken."

„Ich stehe im Begriff, Priors Ash zu verlassen, Mutter Bond", rief Charlotte in ihrer ungezwungenen mittheilsamen Laune.

„Ach leider habe ich schon davon gehört", antwortete die Alte. „Alle Leute, welche gut gegen uns Arme sind, gehen fort oder sterben oder verderben. Nun wird uns bald keine Zuflucht mehr bleiben als das Armenhaus. Sie haben mir manch schönes Silberstück geschenkt, meine verehrte Mistreß Pain."

„Ja, das ist allerdings wahr", sagte Charlotte lachend. „Wie wäre es, wenn ich Euch zum Andenken das da gäbe?"

Sie nahm, indem sie dies sagte, einen halben Sovereign aus ihrer Börse und hielt ihn empor.

Die alte Bond fing förmlich an zu keuchen. Das

Glück schien ihr zu groß, als daß es sich verwirklichen könnte.

„Hier habt Ihr es", sagte Charlotte, indem sie das Goldstück in die ausgestreckte zitternde und schmuzige Hand des alten Weibes fallen ließ. „Ihr wißt aber doch, daß Ihr weiter nichts seid als eine alte Sünderin?"

„Ja, das weiß ich", gestand Mutter Bond demüthig. „Was könnte es mir auch nützen, es vor Ihnen leugnen zu wollen. Ihnen macht Niemand so leicht etwas vor."

Charlotte lachte und schien das von der Alten beabsichtigte Kompliment wirklich als ein solches zu betrachten.

„Höchstwahrscheinlich werdet Ihr dieses Goldstück gleich in dem nächsten Branntweinladen wechseln und heute Abend schwerbetrunken zu Bette taumeln. Das ist der ganze Nutzen, den Ihr Euch damit schaffen werdet. Ihr könnt dann aber doch nicht sagen, ich hätte Priors Ash verlassen, ohne an Euch zu denken."

Mit diesen Worten ging Charlotte rasch weiter und ließ die alte Bond in ihrer freudigen Ekstase ihren Dank in die leere Luft hineinsprechen.

Die Wohnung, welche Georg gemiethet, befand sich am andern Ende der Stadt nach Ashlydyat zu, und dorthin lenkte Charlotte ihre Schritte.

Das Haus stand nicht an der Hauptstraße, sondern in einem stillen Seitengäßchen in der Mitte eines fruchtbaren Gartens. Es war niedrig und bequem und im Schweizerhäuschenstile erbaut. Ein kleiner Rasenplatz mit einigen Blumen befand sich vor den Vorderfenstern, der übrige Garten war jedoch zu Obstpflanzungen und Gemüsebeeten verwendet.

Charlotte öffnete das grüne Pförtchen und ging den Pfad hinauf, welcher unmittelbar nach dem Hause führte. Es war ein schmaler Weg, zu beiden Seiten mit Stechpalmensträuchern eingefaßt. Die geöffnete Hausthür führte in eine kleine Vorhalle. Charlotte ging hinein und trat in das Zimmer links, ein freundliches, ziemlich großes Gemach mit einem grünen Fußteppich und rosenfarbenen geblumten Tapeten.

An dem Tische stand Margery und war eben beschäftigt, das Theegeschirr und Brod und Butter aufzutragen. Als sie Charlotte erblickte, machte sie große Augen.

„Ist die Herrschaft schon da, Margery?" fragte Charlotte.

„Nein", antwortete Margery kurz; „erst in einer halben Stunde ist sie vielleicht da, und eher wünsche ich es auch nicht, denn ich habe erst noch alle Zimmer in Ordnung zu bringen und muß alles allein machen."

„Ist das die ganze Theemahlzeit?" rief Charlotte, indem sie das Butterbrod mit verächtlichem Blick betrachtete. „Ich würde an Eurer Stelle die Herrschaft durch einen kleinen Leckerbissen überraschen. Es sähe das zum Willkommen hübsch aus und die Bereitung würde keine große Mühe machen."

„Ach ja, das kann wohl sein, aber dazu gehört Zeit und auch noch etwas", entgegnete Margery grimmig, denn Charlottens Einmischung behagte ihr ebenso wenig als deren Anwesenheit überhaupt. „Die Küche in diesem Hause hier ist nicht viel größer als ein Mauseloch, und ich habe heute Abend ohnehin alle Hände voll zu thun, ohne daß ich erst in der Stadt herumzulaufen brauche, um Fleisch

zu kaufen und dann zu probiren, ob es auf dem Roste hier auch wirklich bratet."

„Natürlich werdet Ihr hier Feuer anbrennen", sagte Charlotte, sich nach dem Roste herumwendend. „Wie ich sehe, ist es schon vorgerichtet."

„Es ist ja aber gar nicht kalt", brummte Margery.

„Das Feuer ist aber stets ein angenehmer Willkommen. Ich werde es sogleich selbst anzünden."

Mit diesen Worten ergriff sie eine auf dem Kaminsims stehende Schachtel Zündhölzchen und steckte die Holzspäne unter den Kohlen in Brand.

Margery nahm davon keine Notiz. Als das Feuer endlich brannte, eilte Charlotte aus dem Hause hinaus, und Margery athmete wieder frei auf.

Aber nicht lange. Nur kurze Zeit war verstrichen, so kam Charlotte in Begleitung eines Knaben, welcher mehrere Packete trug, wieder zurück. Es befand sich in Priors Ash eine berühmte Victualien- und Delicatessenhandlung, und Charlotte hatte dieselbe in Contribution gesetzt. Auch bei sich zu Hause war sie gewesen, um von dort ein kleines Packet zu holen; dieses enthielt aber keine Eßwaaren.

Hut und Mantel abnehmend, machte sie sich völlig heimisch. Mit kritischem Blick inspicirte sie die Schlafzimmer, sah in der Küche nach, ob der Kessel kochte, zündete die Lampe auf dem Theetische an, denn es war mittlerweile finster geworden, verlangte eine unbeschränkte Anzahl Teller und brachte Margery durch ihre Keckheit fast von Sinnen. Alles dies that sie jedoch in der besten Absicht, um diesem neuen Asyl in dem Augenblick, wo Besitz davon genommen werden sollte, ein heiteres Ansehen zu

geben und Mary's Eintritt zu einem weniger schmerzlichen zu machen.

Welche Fehler Charlotte auch haben mochte, und Margery für ihre Person maß ihr deren nicht wenige bei, so war sie doch edler Regungen fähig. Es ist allerdings wahrscheinlich, daß in früherer Zeit ein Gefühl der Eifersucht und des Grolls gegen Georg Godolphin's Weib in ihrem Herzen gelebt hatte. Dieses Gefühl war aber allmälig in den Hintergrund getreten und endlich in dem Mitleid mit dem Unglück, von welchem Mary ereilt worden, völlig untergegangen.

Als endlich die Droschke am Hause vorfuhr und Georg seine Gattin und Meta hereingeführt brachte, da begrüßten die hell erleuchteten Zimmer, der gut besetzte Theetisch ihre überraschten Augen, und Charlotte kam ihnen mit ausgestreckten Händen entgegen.

„Ich dachte mir, es würde Ihnen nicht unangenehm sein, Jemand hier zu sehen, der alles für Sie in Bereitschaft gesetzt hätte, und ich wußte, daß die alte mürrische Margery mit ihren Koffern und ihrer übeln Laune genug zu thun haben würde", rief sie, indem sie Mary's Hand ergriff. „Wie befinden Sie sich, Mr. Georg?"

„Wie freundlich von Ihnen, Mistreß Pain!" entgegnete er.

Mary vergaß in ihrer überwallenden Dankbarkeit und während ihre Hand in der Charlottens ruhte, beinahe jene grausame Verleumdung. Ganz allerdings nicht, denn dies war, wenn auch nur vorübergehend, nicht eher möglich, als bis das Ende aller ihrer Leidenschaften kommen würde.

„Und was macht Mademoiselle?“ fuhr Charlotte fort.

Mademoiselle, die kleine Näscherin, hatte sich auf die Zehen emporgerichtet und musterte den Tisch mit neugierigen Blicken. Charlotte hob sie in ihren Armen empor und machte sie auf eine Glasbüchse aufmerksam, in welcher sich etwas Bernsteinfarbenes befand.

„Das ist für gute Kinder“, sagte sie.

„Ich bin ein gutes Kind“, antwortete Meta, sich schon die Lippen leckend. „Was ist's denn?“

„Es ist — laß mich einmal die Etikette lesen — es ist Apfelsinenmarmelade. Das da ist kaltes Huhn und das da Kalbsgelée, und das dort ist pâté de lapereau aux truffes — wenn Du weißt, was das heißt, petite marmotte. Das dort — doch Du kannst Dich ja allein weiter unter diesen Herrlichkeiten umsehen“, sagte Charlotte. „Ich will jetzt der Mama ihr Schlafzimmer zeigen.“

Man gelangte in dieses von dem Wohnzimmer aus, und es war für den Fall einer Krankheit sehr bequem und zweckmäßig eingerichtet.

Mary ließ ihre Augen darin umherschweifen und sah, daß alles schön und gut war. Freilich war es nicht ihr altes luxuriöses Schlafzimmer im Bankhause, aber auf Luxus mußte sie nun einmal für die Zukunft verzichten lernen.

„Schauen Sie“, sagte Charlotte, indem sie ihre Stimme zu einem Flüstern herabsinken ließ. Zugleich zeigte sie mit dem Finger auf die Kommode. Der einzige Gegenstand, der auf der weißen Decke derselben stand, war der kleine rothe Koffer, welchen Mary ihr während des Sommers zum Aufheben gegeben.

„O ich danke Ihnen, ich danke Ihnen herzlich für Ihre Mühwaltung, Mistreß Pain!“

„Hier ist er sicher. Der Feind kann Ihnen nichts mehr anhaben. Wenn auch dieses Kästchen voll Diamanten wäre, so wird doch Niemand hierherkommen und nachsehen.“

„Was glauben Sie? Es wäre mit Diamanten gefüllt?“ entgegnete Mary kopfschüttelnd. „Als ich Ihnen versicherte, daß nichts von Geldeswerth darin sei, sagte ich Ihnen die Wahrheit, Mistreß Pain. Das Kästchen enthält blos einige Briefe und andere Papiere und einige Locken von dem Haare meiner verstorbenen Kinder.“

„Wirklich?“ rief Charlotte mit verstellt unschuldigem Blick. „Dann sind wir sehr verschieden von einander, Mistreß Georg Godolphin. Sollte meinen Mann — wenn ich einen hätte — ein solches Unglück ereilen, so würde ich es für eine lobenswerthe Tugend halten, alles, was ich könnte, vor den Krallen der Schergen des Gerichts in Sicherheit zu bringen. Doch kommen Sie, sonst macht Meta sich auf eigene Faust über die auf dem Tische stehenden Delicatessen her.“

Charlotte führte diesen Abend in liebenswürdiger Weise den Vorsitz am Theetische.

Margery wartete mit steifem Nacken und die Lippen zusammenziehend auf. Anderweite Spuren von rebellischer Gesinnung ließ sie nicht zu Tage treten. Mit jener frühern denkwürdigen Mittheilung hatte sie ihr Herz entlastet, und von nun an blieben ihre Lippen geschlossen.

Bereute sie jetzt vielleicht, daß sie überhaupt gesprochen? Glaubte sie, es wäre besser gewesen, wenn sie die

Sache in Zweifel gehüllt gelassen? Es ist schwer, das zu sagen.

Sie hatte gegen Charlottens Schalten und Walten an diesem Abend keine weitere Einwendung erhoben und beabsichtigte auch nicht, dies zu thun, selbst wenn Charlotte die kleine Meta mit der Apfelsinenmarmelade und den andern Leckerbissen, die Margery geradezu als Gift für Kinder betrachtete, bis zum Platzen vollstopfte. Geschah ein Unglück, so waren ja die Aeltern selbst zugegen und dann nur diese verantwortlich.

Es war ziemlich zehn Uhr, als Charlotte sich endlich erhob, um zu gehen. Sie setzte ihren Hut auf und nahm dann Abschied von Mary.

„Nehmen Sie Ihre Gesundheit in Acht, liebe Freundin", sagte sie. „Jetzt ist doch das Schlimmste vorüber und alles wird mit der Zeit wieder ins rechte Gleis kommen. Wenn Sie sich vielleicht einmal auf einige Zeit von Meta trennen können, so schicken Sie mir sie nach London. Bei mir ist sie gut aufgehoben."

Margery stand an der geöffneten Thür und Georg nahm seinen Hut zur Hand.

„Nein, nein, daraus wird nichts, Mr. Georg Godolphin!" rief Charlotte, denn sie errieth, daß er die Absicht hatte, sie nach Hause zu geleiten. „Glauben Sie, ich werde Ihre Gattin am ersten Abend, den sie in diesen noch ungewohnten Räumen zubringt, Ihrer Gesellschaft berauben?"

„Und glauben Sie denn, ich würde Sie der Gefahr preisgeben, in den gefährlichen Straßen von Priors Ash entführt zu werden?" entgegnete Georg galant und lachend.

„O darüber machen Sie sich keine Sorge", entgegnete Charlotte. „Ich bin alt genug, um mich selbst schützen zu können."

„Ich würde aber höchstens zehn Minuten von hier abwesend sein."

„Sie wissen, wenn ich einmal nein sage, so wird auch nichts daraus", entgegnete Charlotte in peremptorischem Tone. „Sie sollen mich nicht geleiten, Mr. Georg. Uebrigens habe auch ich meine besondern Gründe, den Heimweg allein zu machen. Also nun ruhig davon."

Georg mußte sich fügen. Charlotte sah, daß Mary traurig und niedergeschlagen war, und ließ ihr daher großmüthig die Gesellschaft ihres Gatten. Uebrigens war sie von aller thörichten Furcht völlig frei und wäre bei Tage wie bei Nacht zu jeder Stunde allein durch die Straßen von Priors Ash oder irgend einer andern Stadt gegangen.

Um dies zu beweisen, ging sie jetzt nicht auf dem geradesten Wege nach Hause, sondern bog in einen Weg ein, welcher nach der Eisenbahn führte.

Ein Spaziergang an diesem mondhellen Abend erschien ihr als etwas ganz besonders Verlockendes und sie wollte sehen, was für Passagiere der eben angekommene Zehnuhrzug mitgebracht hätte.

Er hatte keine mitgebracht, wenigstens sah Charlotte keinen, und sie wollte eben den menschenleeren Weg wieder zurückwandern, als sie von weitem eine einsame Gestalt erblickte. Es war ein Mann und von Charlottens socialem Gesichtspunkt aus betrachtet besser als gar Niemand. Er schien ziemlich bejahrt zu sein. So viel konnte Charlotte allenfalls sehen.

Charlotte schlenderte weiter und kam dem vor ihr herwandelnden Passagier, der ziemlich langsam ging, immer näher.

Es war ein langer stattlicher Mann mit frischer Gesichtsfarbe, obschon schneeweißem Haar. Eben wollte sie an ihm vorübergehen, als er den Kopf emporrichtete und seine Blicke auf sie heftete.

Die Erkennung war eine wechselseitige und Charlotte eilte auf ihn zu und schüttelte ihm herzlich die Hand.

Es war Mr. Crosse.

„Mein Himmel!" rief sie. „Wir glaubten alle, Sie hätten die Absicht, gar nicht wiederzukommen."

„Ich wollte auch lieber, ich wäre nicht wiedergekommen, Mistreß Pain, dann hätte ich nicht zu hören gebraucht, was ich habe hören müssen. Ich machte von Pau aus, wo ich längere Zeit verweilt, einen verwünschten unsinnigen Abstecher nach Spanien, ohne wegen etwa an mich eingehender und mir nachzusendender Briefe Anordnung zu treffen, und so kam es, daß ich nichts erfuhr. Wodurch ist nur diese furchtbare Katastrophe herbeigeführt worden?"

„Was denn für eine Katastrophe?" fragte Charlotte, obschon sie recht wohl wußte, was er meinte.

„Was für eine Katastrophe!" wiederholte Mr. Crosse, welcher sehr rasch zu sprechen pflegte und nie lange Geduld hatte. „Den Sturz der Bank, den Ruin der Godolphins meine ich."

„Ah so!" entgegnete Charlotte in gleichgültigem Tone. „Das ist schon etwas Altes und es spricht jetzt fast Niemand mehr davon."

„Aber wodurch ist dieses Unglück nur herbeigeführt

worden?“ fragte Mr. Crosse nachmals, denn Charlottens Worte gefielen ihm ebenso wenig wie ihr Ton.

„Wodurch werden denn solche Unglücksfälle in der Regel herbeigeführt?“ entgegnete Charlotte. „Durch Mangel an Geld oder durch schlechte Geschäftsführung, glaube ich.“

„Von Mangel an Geld hat aber keine Rede sein können und von schlechter Geschäftsführung ebenso wenig“, rief Mr. Crosse heftig. „Ich muß Sie bitten, Mistreß Pain, nicht in Ausdrücken zu sprechen, welche für mich verletzend sind!“

„Das ist ja auch durchaus nicht meine Absicht“, entgegnete Charlotte. „Wenn weder Geldmangel noch schlechte Geschäftsführung schuld gewesen ist, so weiß ich nicht, woran es sonst gelegen haben kann.“

„In London erzählte man mir auf meiner Durchreise, Georg Godolphin habe alles durchgebracht, und Verrall sei ihm dabei behülflich gewesen“, fuhr Mr. Crosse fort.

„Die Leute reden gar Vieles“, sagte Charlotte keck. „Mir erzählte man — und dieses Gerücht ward in Priors Ash eine Zeit lang allgemein geglaubt — die Zahlungseinstellung sei dadurch herbeigeführt worden, daß Mr. Crosse sein Geld aus dem Geschäft gezogen habe.“

„Welch eine grundfalsche Behauptung!“ rief Mr. Crosse aufgebracht. „Priors Ash hätte das besser wissen sollen.“

„Ganz dasselbe ist der Fall mit den Leuten, welche Ihnen dieses dumme Zeug von Georg Godolphin und Verrall erzählt haben“, entgegnete Charlotte kaltblütig.

„Wo ist Thomas Godolphin jetzt?“

„In Ashlydyat. Er hat noch Glück gehabt. Lord

Averil hat Ashlydyat, wie es stand und lag, gekauft, und Mr. Godolphin bleibt darin wohnen."

„Er ist krank, wie ich höre."

„Beinahe todt, wie ich höre", entgegnete Charlotte. „Lord Averil heirathet Miß Cecily."

„Und wo ist der liederliche Georg?"

„Wenn Sie schimpfen, so spreche ich kein Wort mehr mit Ihnen, Mr. Crosse."

„Ach ja, ich glaube, daß Sie es nicht gern hören", entgegnete Mr. Crosse in einem Tone, bei welchem Charlotte innerlich zusammenzuckte. „Na also, wo ist er?"

„Er hat mit Weib, Kind und Dienerin eine gemiethete Wohnung bezogen. Ich war so eben zum Thee dort."

Mr. Crosse blieb im Mondschein stehen, nickte mit dem Kopfe und sprach laut mit sich selbst.

„Also es ist wirklich ganz aus. Die Sache ist wirklich so schlimm, wie man mir erzählte."

„Schlimmer könnte sie gar nicht sein", rief Charlotte. „Priors Ash wird lange brauchen, ehe es die Folgen dieses Schlags überwindet. Es lohnt nicht mehr der Mühe, hier zu leben. Morgen verlasse ich die Stadt auf immer."

„Der arme Sir Georg! Es ist ein Glück, daß er im Grabe ruht. Lord Averil hätte, wie man mir erzählt, Georg zur Criminaluntersuchung ziehen lassen können."

„Wenn ich morgen hörte, daß ich zur Criminaluntersuchung gezogen werden sollte, weil ich heute Abend hier gestanden und mit Ihnen gesprochen habe, so würde mich dies durchaus nicht wundern", entgegnete Charlotte.

„Aber was ums Himmels willen hat er nur mit dem vielen Geld angefangen? Wo hat er es hingethan?"

„Man behauptet, er habe damit eine ganze Kolonie Armenhäuser gegründet", sagte Charlotte in verstellt vertraulichem Tone. „In jedem derselben wohnen zehn alte Weiber, die freie Heizung und Bekleidung haben und außerdem zwei und einen halben Schilling wöchentlich bekommen."

Diese Antwort ärgerte Mr. Crosse über alle Maßen. Er war in der ernsthaftesten Laune von der Welt, und Charlotte unterstand sich, ihren Spott mit ihm zu treiben!

„Das Gerücht behauptet auch, er habe fabelhafte Preise für Pferde bezahlt, um diese dann zu verschenken", entgegnete er mit Beziehung.

„Glauben Sie doch nicht so etwas", entgegnete Charlotte, ohne sich dadurch einschüchtern zu lassen. „Er hat blos ein wenig zu viel Wechsel unterschrieben."

„Gute Nacht, Mistreß Pain", sagte Mr. Crosse kurz und mürrisch und drehte sich herum, um seinen Weg weiter fortzusetzen.

Charlotte blieb noch eine Weile stehen. Es kamen jedoch keine anderweiten Passagiere vom Bahnhofe her, und sie lenkte daher ihre Schritte endlich auch wieder nach der Stadt. Sie ging langsam und schaute bald rechts, bald links, wie um noch einmal die ihr vertraut gewordene Umgebung, ehe sie dieselbe auf immer verließe, in ihre Erinnerung aufzunehmen.

Zwölftes Kapitel.

Die Zeit verstrich. Die Herbstwitterung hatte sich eingestellt und in Priors Ash ging alles seinen Gang.

Langsam oder schnell, geräuschvoll oder still wallt der Strom des Lebens dahin, immer weiter, immer weiter, unaufhaltsam und uns der Ewigkeit entgegentragend.

In dem Lebensgange der uns hier interessirenden Personen hatte sich nichts Besonderes ereignet, wenigstens nicht äußerlich. Es gab keine außerordentlichen Veränderungen zu erzählen, natürlich abgesehen von der bereits bekannten Veränderung im Herzen der Stadt.

Die Bank, von welcher wir soviel gehört, bestand nicht mehr. In denselben Räumlichkeiten blühte jedoch ein umfassendes Eisenwaarengeschäft, und es stand zu hoffen, daß dieses nicht auf dieselbe unrühmliche Weise enden würde.

Das Haus war jetzt in zwei Wohnungen abgetheilt. Die eine, zu welcher man durch den frühern Privateingang gelangte, war an eine stille Wittwe und ihren Sohn, einen angehenden Theologen, vermiethet, die andere Abtheilung dagegen strahlte im Glanze hellpolirten Eisens und Stahls. Roste, Kaminaufsätze, Feuerböcke, Feuer=

schirme, Abstreicheisen, vergoldete Lampen und andere nützliche Dinge, deren Aufzählung zwecklos wäre, schmückten die Schaufenster und blendeten die bewundernden Blicke der Vorübergehenden. Man hätte glauben sollen, es sei Gold und Silber hier zur Schau gestellt, so hell spiegelte sich die Sonne darin.

Von der Familie Godolphin konnte keins vorübergehen, ohne einen schmerzlichen Stich im Herzen zu fühlen; das große Publikum dagegen blieb stehen und bewunderte, solange die Sache etwas Neues war.

Die unheilvolle Katastrophe, welche die Stadt Priors Ash so sehr aus dem Gleichgewicht gebracht, begann als ein Ding der Vergangenheit allmälig vergessen zu werden. Der Bankrott war zu Ende bis auf einige noch der Form wegen erforderliche Proceduren, welche die Gläubiger nur wenig und das Publikum im Allgemeinen gar nicht interessirten.

Das Mitleid mit denen, welche Verluste erlitten, trat in den Hintergrund. Manche Familie war dadurch in Armuth und Mangel gestürzt worden, aber die allgemeine Unterhaltung kann nicht immer bei einem und demselben Gegenstand verweilen.

Nur zwei Personen gab es, die fast nie an etwas Anderes dachten und deren Gedanken auch wahrscheinlich bis ans Ende ihres Lebens diesem Gegenstande zugewendet blieben. Wir meinen Mary Godolphin und Thomas Godolphin.

Erstere saß in ihrer vergleichsweise armseligen Wohnung und letzterer sah in Ashlydyat den Tod immer näher rücken. Diese Annäherung geschah so langsam und unbe-

merkbar, daß die Leute in der Stadt zu sagen begannen, Thomas könne doch noch wieder aufkommen. Das Unglück, welches, obschon ohne sein Verschulden, so Viele ereilt, die ihm Vertrauen geschenkt, war ihm stets gegenwärtig.

Dasselbe war der Fall mit Mary. Manche von denen, welche Verluste erlitten, waren im Stande, dieselben zu tragen, aber es gab auch Andere, welche dadurch in Entbehrung, Armuth und gänzlichen Ruin gestürzt worden, und an diese konnte sie nicht denken, ohne den tiefsten und nagendsten Schmerz zu empfinden.

Mary hatte einen Knaben zur Welt geboren, der aber schon nach wenigen Tagen wieder gestorben war. Man hatte ihn Thomas getauft.

„Nennt ihn Thomas, es wird dies eine Erinnerung an meinen Bruder sein“, hatte Georg Godolphin gesagt. Der junge Thomas starb aber noch vor dem ältern. Dieselbe Krankheit, welche zwei von Mary's übrigen Kindern hingerafft, tödtete auch ihn.

„Es ist so am besten“, sagte Mary mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen.

Ihre Kräfte schienen auf immer dahin zu sein. Krank und matt im Bett liegend hatte sie Zeit, über ihr Unglück nachzudenken. Ihre Beschäftigung war jetzt die bittere hoffnungslose Erinnerung an die Vergangenheit, die Sorge für die Gegenwart und die bange Furcht vor der Zukunft.

Ueber solchen Dingen zu brüten, ist selbst für den stärksten Körper nicht zuträglich, für einen schwachen aber überaus gefährlich, und deshalb kam Mary auch nicht wieder zu Kräften.

Mr. Snow verordnete ihr ein stärkendes Mittel nach dem andern; er empfahl ihr alle möglichen die Eßlust reizenden Leckerbissen; er saß halbe Stunden lang bei ihr, um in seiner jovialen Weise mit ihr zu plaudern, aber es half alles nichts.

An einer eigentlichen Krankheit schien sie nicht zu leiden, aber dennoch blieb sie immer beklagenswerth schwach.

„Sie müssen sich aufzurütteln suchen", pflegte Mr. Snow zu sagen und stieß dabei ungeduldig mit dem Stock auf den Boden.

Es war leicht möglich, daß sie in der That nicht die wünschenswerthe Energie entwickelte; wenn aber Geist und Körper einmal so tief niedergebeugt sind, wie dies bei ihr der Fall war, so hält es dann auch sehr schwer, dieser Anforderung zu entsprechen.

Ihr Loos war in der That ein hartes und grausames. Die Schmach, von welcher der Bankrott nothwendig begleitet war, die Entbehrungen, welche ihre veränderte Stellung zur Folge hatte, die Demüthigung, die ihr beschieden war, die Unsicherheit der Zukunft, alles dies würde sie, wie andere vernünftige und gute Frauen so oft gethan, ertragen und überlebt haben. Das Schlimmste aber, was sie nicht überwinden konnte und was unaufhörlich an ihrem Herzen fraß, war jene furchtbare Enthüllung, die ihr durch Margery in Bezug auf ihren Gatten gemacht worden.

Sie hatte ihn leidenschaftlich geliebt, sie hatte ihm blindlings vertraut, sie hatte es nie für auch nur möglich gehalten, daß er eine Untreue an ihr begehen könnte, und doch erfahren müssen, daß dieses Vertrauen auf Täuschung beruht hatte. Ihre jahrelange Liebe und Treue

war also weggeworfen; das heiligste Gefühl ihres Herzens war verletzt und ihr Vertrauen auf die ganze Menschheit schien vernichtet zu sein.

Treu hätte sie an Georg trotz Verbrechen und Schande festgehalten, selbst wenn die ganze Welt ihn gemieden hätte, und wäre er selbst zur Deportation nach Vandiemensland verurtheilt worden, so hätte sie immer noch an ihm festgehalten und ihn noch geliebt.

Nun aber stand es anders. Sie hatte sich ruhig in dem Glauben gewiegt, daß sie ihm alles in allem sei, und nun war sie erwacht, um zu finden, daß sie ihm auch nicht mehr war als Andere. Sie hatte, glaubte sie, in einer nur ihnen gehörenden Welt, in einer Welt der Zärtlichkeit, der Liebe und der Eintracht gelebt, und nun wußte sie, daß wenigstens seine Welt keine so ausschließliche gewesen war.

Abgesehen von den heiligern Gefühlen, die durch diese bittere Erfahrung verletzt wurden, ward ihr dadurch auch die bitterste Demüthigung bereitet. Sie schien dadurch auf einen Standpunkt herabgesunken zu sein, dessen Tiefe ihr selbst noch nicht völlig klar war.

Es handelte sich hier nicht sowohl um die kahle, glatte Untreue, denn diese wird von einem wahrhaft gebildeten Weibe kaum eines Blickes gewürdigt, sondern um die Vernichtung jener romantischen Reinheit, von welcher sie früher mit ihrem Gatten wie von einem Heiligenschein umgeben zu sein geglaubt hatte.

Wie in einem einzigen unerwarteten Augenblick der Blitzstrahl einen Baum seines Blätterschmucks beraubt und derselbe dann kahl, verdorrt und wehrlos dasteht, so hatte jener Schlag auch Mary's Herz zerrissen, um es

erkalten und vertrocknen zu lassen. Kein Wunder, wenn sie nicht wieder zu Kräften kam.

Ja, es war so. Thomas Godolphin sah in Ashlydyat den Tod immer näher heranrücken, und Mary verzehrte sich in ihrer einsamen Wohnung.

Viele Familien in Priors Ash kämpften mit Mangel und Entbehrung, wo aber war der Urheber von diesem allem? Wo war Georg?

Er war in London. Er sah sich hier nach einem anderweiten Erwerb um, wie er zu Mary sagte.

Wahrscheinlich war dies auch der Fall. Er wußte, daß er Weib und Kind zu versorgen hatte und daß etwas und zwar bald geschehen müsse, wenn nicht das letzte Stadium der Armuth hereinbrechen sollte.

Lord Averil hatte, gutmüthig und versöhnlich wie er war, versprochen, ihm einen Posten im Ausland zu verschaffen, denn Georg hatte ihm offen gestanden, daß ihm nichts daran läge, in England zu bleiben.

Die Aussicht war aber im besten Falle eine entfernte, und Georg mußte sich daher mittlerweile selbst rühren.

Und demgemäß war er in London, um sich nach einem unbestimmten Etwas umzusehen, ohne aber deswegen sich abzuhärmen oder wie ein Einsiedler in einem Dachstübchen zu wohnen.

Mary erhielt zuweilen Nachricht von ihm und über ihn. Wenigstens einmal wöchentlich schrieb er, zuweilen auch öfter, und zwar liebreiche und heitere Briefe, liebende Worte für sie selbst, Küsse und Geschichtchen für Meta, Neckereien für Margery.

Mit den Verralls war er noch immer befreundet,

worüber Priors Ash sich nicht wenig wunderte, und dann und wann sah man ihn mit Mistreß Charlotte Pain im Park spazieren reiten, was dann von klatschsüchtigen Bekannten der armen kranken Gattin daheim geflissentlich zu wissen gethan ward.

Ueber den Gegenstand ihres geheimsten und tiefsten Kummers bewahrte Mary unverbrüchliches Schweigen, wohl aber machte sie ihrem Gatten Vorstellungen wegen seiner Freundschaft mit Mr. Verrall. Ein so vertrauter Umgang gezieme sich nach dem, was die Leute gesprochen, nicht mehr für ihn, sagte sie.

Georg schrieb ihr hierauf zurück, sie verstände nichts von der Sache, und das, was die Leute gesprochen, beruhe auf einer ganz falschen Ansicht. Verrall sei von Herzen ein ganz guter Kerl; das, was geschehen, sei nicht seine Schuld, sondern die gewisser Leute, mit welchen Verrall früher in Geschäftsverbindung gestanden. Derselbe gäbe ihm jetzt fortwährende Beweise der aufrichtigsten Freundschaft und er wüßte nicht, was er ohne ihn beginnen sollte.

„An einem so schönen warmen Tage wie der heutige bleiben Sie im Zimmer auf dem Sopha sitzen! Ich will Ihnen etwas sagen, Mistreß Georg Godolphin! Wenn Sie es so forttreiben, so werden Sie in Ihrem ganzen Leben nicht wieder gesund.“

Mr. Snow's Stimme mit ihrem ernst-komischen Ausdruck war so laut und durchdringend, daß man sie allemal im ganzen Hause vernahm. Nur wenn es durchaus nothwendig war, pflegte er sich einen Dämpfer aufzusetzen.

„Ich fühle mich heute besser als zeither“, antwortete

Mary. „Mit der Zeit werde ich schon wieder gesund werden.“

„Mit der Zeit! Na, ich will hoffen; aber Sie selbst tragen nicht viel dazu bei. Haben die Franzosen Ihnen denn noch einen Hut und Mantel gelassen, wenn ich fragen darf?“

Mary lächelte über seinen Scherz. Sie wußte, daß er die Beamten des Insolvenzgerichtshofs meinte. Als Mr. Snow noch Knabe war, führten die Engländer und Franzosen Krieg mit einander, und er bediente sich daher im Scherze auch jetzt noch des Wortes Franzosen, um Feinde überhaupt zu bezeichnen.

„Man hat mir meine ganze Garderobe gelassen“, antwortete Mary.

„Nun, dann haben Sie die Güte, einen Mantel umzuwerfen und einen Hut aufzusetzen. Ich gehe heute nicht eher von der Stelle, als bis ich Sie einen kleinen Spaziergang ins Freie machen sehe.“

Hätte Mary sich dem Wunsche ihres Arztes widersetzen wollen, so würde ihr dies mehr Mühe gemacht haben, als wenn sie demselben gehorchte. Sie hüllte sich daher in ihren Mantel und verließ mit Mr. Snow das Haus. Sie war so schwach auf den Füßen, daß sie kaum im Stande war, allein zu gehen.

„Sehen Sie nur diesen herrlichen Tag! Und Sie, deren Krankheit doch nur in Mangel an Kräften und Lebensmuth besteht, wollen ihn nicht genießen! Es ist beinahe so warm wie im September. Holla, liebe Kleine! Du pflanzest wohl Kohl?“

Sie waren eben um eine Ecke gebogen und stießen auf

die kleine Meta. Dieselbe grub mit einem kleinen Spaten lustig darauf los und warf die Erdschollen auf den Weg. Ihr wollener Shawl, der ihr der Kälte wegen umgebunden worden, hing statt über die Brust über den Rücken herunter und ihr Hut war ihr im Eifer der Arbeit ins Genick zurückgefallen.

David Jekyl, welcher, natürlich nicht blos zum Zeitvertreib dicht daneben den Boden aufgrub, murrte über die von Meta auf seine saubern Wege geworfene Erde.

„Ich kehre alles wieder zusammen, David", sagte die Kleine.

„Das möchte eine hübsche Kehrerei werden!" brummte David.

„Es ist wirklich heute ein förmlicher Sommertag!" rief Mr. Snow. „Hören Sie jetzt, was ich sage, Mistreß Godolphin. Bleiben Sie eine halbe Stunde hier, und wenn Sie sich ermüdet fühlen, so ist hier eine Bank zum Niedersetzen. Wenn Deine Mama etwa gleich jetzt, wenn ich fort bin, wieder ins Haus hineingeht, so wirst Du es mir, wenn ich wiederkomme, sagen; nicht wahr, Meta? Sie soll im Freien bleiben."

„Nein, ich werde Mama nicht verrathen", entgegnete Meta, indem sie ihren Spaten hinwarf und sich mit ihren verständigen Augen und rosigen Wangen nach Mr. Snow herumdrehte.

Er lachte und ging fort, indem er sagte:

„Sie werden also eine halbe Stunde hier in der freien Luft bleiben, Mistreß Godolphin; ich bestehe darauf."

Offenbarer Ungehorsam wäre, wenn auch nur um des Beispiels für Meta willen, nicht räthlich gewesen, aber

dennoch hätte Mary es lieber gesehen, wenn Mr. Snow einen andern Tag gewählt oder sie an einen andern Ort gebracht hätte, als gerade an diesen.

Es war dies das erste Mal, daß sie seit dem Sturz der Bank mit David Jekyl zusammentraf, und sie dachte natürlich sogleich an den Verlust, den sein Vater bei jener Gelegenheit erlitten.

„Wie geht's Euch, David?" fragte sie.

„Na, so so", antwortete David kurz.

„Und Eurem Vater? Ich hörte, er sei krank."

„Das ist er allerdings — sehr krank."

„Wahrscheinlich ist ihm der herannahende Winter nicht zuträglich."

„Der herannahende Winter ist nicht allein an seiner Krankheit schuld", entgegnete David. „Diese hat gar vielerlei Gründe, namentlich sind Aerger und Unruhe daran schuld."

Wie bitter war dies für Mary anzuhören, obschon es durchaus nicht David's Absicht war, in beleidigender Weise auf die Vergangenheit anzuspielen. Es war blos so seine mürrische Art.

„Geht es mit Jonathan besser?" fragte Mary.

„Na, der kann, seitdem er jenen Schaden genommen, nicht viel mehr leisten", antwortete David. „Was ich in drei Tagen mache, dazu braucht er eine ganze Woche. Die Zeiten werden ja wohl wieder einmal besser werden."

Mary wandelte auf dem von der Sonne beschienenen Gartenwege langsam hin und her und sprach dann und wann noch einige Worte mit David, wählte aber dabei etwas unverfänglichere Gegenstände, wie das Wetter, die seiner

Obhut anvertrauten Blumen, die schon von einem leichten Frost heimgesuchten Gemüse.

Sie sah sehr krank aus. Ihr Gesicht war mager und blaß und ihre sanften Augen größer und dunkler als sie sonst gewesen. Ihre Hände hatte sie, um sich zu wärmen, in den Mantel gehüllt, und ihre Schritte waren wankend und ungleich.

Der mürrische David ward dadurch förmlich gerührt und zu einem gewissen Grade von Höflichkeit bewogen.

„Sie scheinen sich auch nicht sehr schnell wieder zu erholen, meine beste Mistreß Godolphin.“

„Allerdings geht es etwas langsam, David, aber dennoch fühle ich mich jetzt wieder um Vieles wohler.“

Sie setzte sich auf die Bank, und Meta kam, mit dem Spaten in der Hand, auf sie zugeeilt, um zu fragen, ob sie einen Stachelbeerstrauch pflanzen und das nächste Jahr die sämmtlichen Früchte desselben für sich behalten dürfe.

Mary strich der Kleinen das Haar aus dem erhitzten Gesicht und beantwortete die an sie gerichtete Frage mit Ja.

Meta eilte wieder hinweg, um den Strauch zu holen, und Mary blieb sitzen und versank in allerlei Gedanken, welche durch die Frage der Kleinen in ihr erweckt wurden.

Wo waren sie wohl alle nächstes Jahr zu der Zeit, wo die Stachelbeeren reiften? Noch in dieser selben Wohnung? Oder hatten sich bis dahin Georg bessere Aussichten eröffnet?

„Na, was ist mir das? Ist das die Art und Weise, auf welche Du im Garten arbeitest?“

Diese verweisenden Worte kamen von Margery, welche

zum Küchenfenster heraussah und gewahrte, wie Meta sich auf der Erde herumwälzte.

Die Kleine sprang lachend auf und rannte in das Haus hinein, um ihren Springreifen zu holen.

„Glaubt Ihr, daß ich nun eine halbe Stunde hier im Freien gewesen bin, David?" fragte Mary nach einer Weile.

„Viel wird wohl nicht mehr daran fehlen", antwortete David, ohne aufzublicken.

Mary erhob sich, um langsam wieder ins Haus hineinzugehen. Sie war, obschon sie keine anstrengenden Bewegungen gemacht, so ermüdet, daß es ihr war, als würde sie nie wieder das Haus verlassen können.

Schon das Umnehmen und Abnehmen des Mantels ging fast über ihre Kräfte. Sie ließ ihn von den Schultern fallen, nahm ihren Hut ab und sank in einen Lehnstuhl.

Plötzlich hörte sie, wie das Gartenpförtchen hastig geöffnet ward. Rasche Tritte kamen den Kiesweg herauf und eine männliche Stimme sagte in ungezwungenem, scherzendem Tone etwas zu David Jekyl.

Sie sprang auf, ihre Wangen erglühten von hektischer Röthe, ihr Herz pochte. War es vielleicht Georg?

Nein, es war ihr Bruder Reginald.

Er kam mit einer Menge unnöthigem Lärm. Er war erst diesen Morgen von London angelangt, erzählte er Mary, und wollte mit dem Abendzuge wieder dahin zurück.

„Du siehst aber sehr unwohl aus, Mary", setzte er hinzu.

Ja, sie sah in diesem Augenblicke in der That sehr unwohl aus. Die Aufregung der plötzlichen Erwartung war wieder in den Hintergrund getreten und ihr Antlitz nun blässer als zuvor. Dunkle Ringe umgaben ihre Augen und

ihre abgezehrten Hände bewegten sich zuckend auf ihrem Schooße hin und her.

„Ich befinde mich schon seit mehrern Wochen in einem sehr fieberhaften Zustand“, sagte sie. „Jetzt geht es schon wieder ein wenig besser. Ich habe aber so eben einen kleinen Spaziergang gemacht und dieser hat mich ein wenig ermüdet.“

„Woran ist denn Dein Kleiner gestorben?“ fragte Reginald.

„An Krämpfen“, antwortete sie, und ihre körperliche Ermüdung war so groß, daß sie nicht anders als im Tone der Apathie sprechen konnte. „Warum willst Du so bald wieder fort? Hast Du ein Schiff?“

Reginald nickte.

„Wir haben Befehl, morgen um zwölf Uhr einzutreffen. Das Schiff heißt Mary, hält sechshundert Tonnen und geht nach China. Ich wußte schon, daß Mama es mir nie verzeihen würde, wenn ich nicht erst noch einmal gekommen wäre, um Abschied zu nehmen, und deshalb durfte es mir auf zwei Nachtfahrten mit der Eisenbahn hierher und zurück nicht ankommen.“

„Gehst Du nun als zweiter Steuermann, Reginald?“

„Als zweiter Steuermann? Nein, ich habe mein Examen noch nicht gemacht.“

„Noch nicht? Wie kommt das?“

„Ach, diese Examinationscommission ist eine ganz verwünschte Gesellschaft“, polterte Reginald. „Ich glaube, diese Leutchen verstehen selbst nicht viel, und einen Examinanden durchzulassen, ohne ihn erst wenigstens einmal zurückzuweisen, fällt ihnen nicht ein. Ich möchte nur

wissen, wer das Geld alles bekommt. Man bezahlt seine Guinee und man fällt durch. Komm nächsten Montag wieder, sagen sie. Gut; man geht nächsten Montag wieder hin und bezahlt noch einmal eine halbe Guinee. Ich wenigstens machte es so, aber siehe da, ich fiel nochmals durch, und diese alten Perrücken sagten mir ins Gesicht, ich verstände nichts von der Schifffahrt. Ich soll nichts von der Schifffahrt verstehen! Kann man sich wohl etwas Einfältigeres denken? Wahrscheinlich hielten sie mich für einen jener geschniegelten Midshipmen, welche den ganzen Tag lang in Glacéhandschuhen auf dem Deck herumstolziren. Wenn es irgend etwas gibt, was ich gründlich verstehe, so ist es die Schifffahrt. Ich mache mich anheischig, ein Schiff durch das ganze Weltmeer hindurchzusteuern. Ihr könnt nächsten Montag wiederkommen, sagte dieser Gimpel zu mir. Ich hätte große Lust, einmal einen scharfen Artikel in den Times gegen sie loszulassen."

„Warst Du denn wieder dort?"

„Ach warum nicht gar! Wohl damit sie wieder eine halbe Guinee von mir hätten einstreichen können? Uebrigens hatte ich auch gar keine mehr, Mary. Ich gab daher für diesmal das Steuermannsexamen ganz auf, ging auf das erste beste Schiff, welches im Hafen lag, und nahm Dienst."

„Als was denn?" fragte Mary. „Doch nicht als gemeiner Matrose?"

„Allerdings."

„O Reginald!"

„Na, der Unterschied ist wirklich nicht sehr erheblich", rief Reginald in wegwerfendem Tone. „Der zweite

Steuermann ist auf manchem dieser Schiffe nicht viel besser daran als die Matrosen. Er muß arbeiten, und die Kost ist auch so ziemlich dieselbe, nur daß er mit am Tische des Kapitäns sitzen darf. Wer es bis zum ersten Steuermann gebracht hat, der hat es dann allerdings gut, aber bis dahin muß er sich elend behelfen. Wenn ich von dieser Reise wieder zurückkomme, melde ich mich wieder zum Examen."

„Aber hättest Du nicht wenigstens als dritter Steuermann ankommen können?"

„Vielleicht, wenn ich mir hätte die Zeit nehmen wollen, einen solchen Posten zu suchen. Aber wovon hätte ich mittlerweile leben sollen? In der Matrosenherberge kostet Logis und Kost wöchentlich fünfzehn Schillinge, und dabei sind natürlich vielerlei Bedürfnisse, die man auch nicht entbehren kann — Tabak und dergleichen — nicht mit einbegriffen. Papa wollte ich auch nicht gern um noch mehr Geld quälen. Bedenke doch, wie lange ich diesmal am Lande gewesen bin, Mary. Mehrere Wochen lag ich in London, um mich auf das Examen vorzubereiten, und nun haben die alten Perrückenstöcke mich durchfallen lassen."

Mary seufzte. Die eben nicht hoffnungsvollen Aussichten des armen Reginald bereiteten ihr Schmerz.

„Noch eins, Mary", hob er wieder an. „Hätte ich auch das Patent als zweiter Steuermann erhalten, so hätte ich doch nicht gewußt, wie ich mir dann das weiter Nöthige hätte verschaffen sollen. Ein Steuermann muß, wenn sein Schiff ein nur halbwegs reputirliches ist, fein und elegant auftreten können und deshalb gutes Takelwerk haben. Ich bin fest überzeugt, daß meine Ausrüstung als

zweiter Steuermann auf einem anständigen Schiff mich wenigstens zwanzig Pfund gekostet hätte. Einen Sextanten bekommt man nicht unter drei Pfund, wenn er auch nicht mehr ganz neu ist. Du weißt selbst, daß ich von Papa unter den jetzt obwaltenden Umständen unmöglich verlangen könnte, mir mit einer solchen Summe unter die Arme zu greifen."

Mary antwortete nichts. Jedes Wort, welches ihr Bruder sprach, war für sie ein Dolchstoß.

„Gehe ich dagegen als gewöhnlicher Matrose, so brauche ich nicht viel mehr mitzunehmen, als man in ein Taschentuch binden kann. Dabei", setzte Reginald freimüthig hinzu, „habe ich noch den Vortheil, daß ich, wenn ich nicht viel Sachen mitnehme, auch nicht darum kommen kann."

„Aber Du wirst dann vielerlei Unbequemlichkeiten zu ertragen haben", flüsterte Mary.

„Na, von Bequemlichkeit ist auf einem Schiffe einmal keine große Rede. Auf etwas mehr oder weniger kommt es am Ende nicht an. Ich wollte, ich wäre nie so dumm gewesen, Seemann zu werden. Ich bin es aber nun einmal, und es kann nichts nützen, sich deswegen weiter zu härmen."

„Ich sähe es aber doch sehr gern, wenn Du nicht als gemeiner Matrose gingest", hob Mary wieder an. „Wärest Du nur wenigstens dritter Steuermann."

„Wenn ein Seemann einmal nicht Zeit hat, auf einen guten Dienst zu warten, so muß er nehmen, was sich ihm darbietet. Viele hundert junge Leute haben es schon ebenso gemacht wie ich. Auf einen einzigen dritten Steuermann,

der in dem Hafen von London gesucht wird, kommen vielleicht tausend gewöhnliche Matrosen."

„Was sagt denn Mama dazu?"

„Na, Du weißt, daß sie jetzt auch nicht sehr wählerisch sein kann. Sie weinte ein wenig, aber ich sagte ihr, daß es nicht so schlimm sei, wie sie sich wahrscheinlich denkt. Von schwerer Arbeit und magerer Kost stirbt Niemand. Der Alte —"

„O pfui, Reginald!"

„Nun gut denn, Papa sagte, ich machte es recht so, und wenn ich dabei bliebe, so brächte ich vielleicht wieder mit ein, was ich ihm bis jetzt zu viel ~~gekstoet~~. Isaak trug mir auf, Dich von ihm zu grüßen."

„Hast Du ihn oft gesehen?"

„Nein, blos dann und wann einmal Sonntags. Sein neuer Posten gefällt ihm nicht sonderlich. Er muß dort fürchterlich arbeiten und hat bei weitem nicht so viel gute Zeit, als er hier in der Bank hatte."

„Aber er wird doch dort bleiben?"

„Ja wohl, sehr gern. Er wird doch nicht etwa faulenzen, während unsere Familie zu Hause in Folge des Verlusts der Chisholm'schen Hinterlassenschaft mit Mühe und Noth das Leben hinbringt?"

Reginald hatte durchaus nicht die Absicht, seine Schwester zu verletzen, sondern sagte dies blos in seiner Gedankenlosigkeit so hin.

„Georg, Deinen Mann, sah ich vergangene Woche auch", schwatzte er weiter. „Es war Montags, gerade an dem Tage, wo mich die dumme Examinationscommission zum ersten Mal durchfallen ließ. Ich warf die Bücher sogleich

zum Teufel und machte einen Spaziergang mehrere Meilen weit, um meine Wuth ein wenig verdampfen zu lassen. So kam ich bis Rottenrow in den Park. Derselbe ist zur jetzigen Jahreszeit ziemlich leer und ich sah kaum ein Dutzend Reiter darin, plötzlich aber erblickte ich unsern Georg Godolphin, der mit Mistreß Pain und einem Groom hinter ihnen daherkam. Sie ritt jenes schöne Pferd, auf welchem sie während des Sommers hier herum zu galoppiren pflegte, das, welches sie, wie die Leute behaupteten, von Georg —"

Der unvorsichtige Reginald hielt erschrocken inne, hustete verlegen, pfiff den Anfang eines Seemannsliedchens und hob dann wieder an:

„Georg war auch gut beritten."

„Sprachst Du mit ihnen?" fragte Mary.

„Ja wohl, versteht sich", entgegnete Reginald ein wenig verwundert. „Mistreß Pain begann sogleich mich auszuschelten, daß ich sie und die Verralls noch nicht besucht. Ich mußte ihr versprechen, den nächsten Abend zu kommen. Sie wohnen in einer schönen Villa am Ufer der Themse. Man fährt von der Waterloobrücke mit der Eisenbahn dahin."

„Warst Du dort?"

„Ja, denn ich hatte es einmal versprochen. Es lag mir jedoch nicht viel daran. Ich hatte den ganzen Tag wieder über den Büchern gelegen, und erst spät am Abend machte ich mich auf. Als ich hinkam, fand ich, daß ein Theegefecht stattfand."

„Ein Theegefecht?" wiederholte Mary, denn sie wußte nicht, was dieser Ausdruck bedeuten sollte.

„Ja, ein förmliches Theegefecht“, entgegnete Reginald. „Es waren etwa ein Dutzend Personen da, größtentheils Damen, alle äußerst elegant, während ich in meiner alten abgetragenen Seemannsjacke mich etwas schäbig ausnahm. Charlotte begann mich wieder auszuschelten, daß ich nicht gleich zum Diner gekommen sei, und führte mich in das Speisezimmer, wo sie noch einmal für mich decken ließ. Famos speist man dort. In meinem ganzen Leben habe ich noch keine solchen Delicatessen geschmaust, wie man mir dort vorsetzte. Verrall schenkte mir Champagner ein.“

„War Georg auch da?“ fragte Mary in verstellt gleichgültigem Tone.

„Nein, Georg war nicht da. Charlotte sagte, wenn sie daran gedacht hätte, so hätte sie auch Isaak mit eingeladen. Isaak aber schiene sich vor ihnen zu fürchten, setzte sie hinzu, denn er habe sie noch nicht ein einziges Mal besucht, obschon sie ihn wiederholt eingeladen. Ein gutes Gemüth hat sie, diese Charlotte Pain, das muß man ihr lassen, Mary.“

„Ja“, antwortete Mary ruhig.

„Sie sagte, sie wisse, daß junge Seeleute in London mit ihrem Geld in der Regel nicht weit reichten, und ich müßte ihr daher erlauben, mir die Kosten, welche mir die Annahme ihrer Einladung verursacht, wieder zu erstatten. Mit diesen Worten schenkte sie mir einen Sovereign.“

„Du hast dieses Geld aber doch nicht angenommen, Reginald?“ fragte Mary, während ihre Wangen brannten.

„Warum hätte ich es denn nicht nehmen sollen? Es kam mir gerade gefunden. Du kannst Dir gar nicht denken, wie knapp das Geld jetzt bei mir ist. Die Dinge haben sich gegen sonst gewaltig geändert, das weißt Du selbst,

Mary. Und Mistreß Pain weiß dies auch, denn sie ist eine ganz vernünftige Frau und kennt das Leben. Ich mußte ihr versprechen, sie wieder zu besuchen, wenn ich mein Examen glücklich bestanden hätte — ich habe es aber nicht bestanden", setzte Reginald hinzu. „Sie sagte auch, wenn ich das nächste Mal, wo ich Engagement suchte, ein einstweiliges Obdach bedürfte, so würde sie mit Vergnügen bereit sein, mir ihre Gastfreundschaft zu beweisen. Ich fand dies sehr freundlich von ihr, denn ich bin überzeugt, daß sie es aufrichtig meinte. Bald hätte ich vergessen, daß sie die Hoffnung aussprach, Du würdest Meta sie auf einige Wochen besuchen lassen."

Mary streckte unwillkürlich die Hand aus, als ob Meta da wäre und sie dieselbe an ihr Herz schließen und vor einer drohenden Gefahr bewahren wollte.

Reginald erhob sich.

„Du willst doch nicht schon wieder fort?" sagte seine Schwester.

„Ich muß; ich konnte nur einige Minuten für Dich erübrigen. Ich muß jetzt Grace und wohl noch fünfzig andere Leute besuchen, und dann erwartet man mich daheim zu Tische. Ich will Meta Lebewohl sagen, wenn ich durch den Garten gehe. Ich sah, daß sie dort ist, aber sie sah mich nicht."

Er bückte sich, um Mary zu küssen. Sie hielt seine Hand in der ihrigen fest.

„Ich werde stets an Dich denken, Reginald. Wenn Du nur unter glücklichern Umständen fortgingst!"

„Mache Dir keine Sorge um mich, Mary. Wir werden uns alle eine Zeit lang tüchtig rühren müssen. Ich glaubte,

ich könne nichts Besseres thun. Geld kann ich jetzt von unsern Aeltern nicht mehr verlangen."

„Es wird Dir ein saures Leben beschieden sein."

„Ein solches ist das Leben des Seemanns stets. Mache Dir, wie gesagt, keine Sorge um mich. Ich werde mich schon durchschlagen. Sieh Du nur zu, Mary, daß Du bald wieder zu Kräften kommst. Jetzt siehst Du in der That aus, daß man sich vor Dir fürchten könnte."

Sie drückte seine Hände zwischen den ihrigen und Thränen traten ihr in die Augen, als sie dieselben mit dem Ausdruck flehender Bitte emporrichtete.

„Reginald", flüsterte sie, „bemühe Dich, Deine Pflicht zu thun. Denke stets an den Himmel und setze Deine Hoffnung auf ihn. Er ist vielleicht sehr nahe. Ich denke jetzt sehr oft daran."

„Schon gut, schon gut", lautete Reginald's sorglose, charakteristische Antwort. „Es ist ein frommes Schiff, mit welchem ich diesmal reise. Jeden Sonntag Vormittag halb elf Uhr wird an Bord Gottesdienst gehalten."

Nachdem er dies gesagt, küßte er seine Schwester nochmals und verschwand.

Als Mary sich in ihrem Stuhl zurücklehnte, hörte sie seine Stimme noch einige Zeit lang draußen mit Meta lachen und schwatzen und ihr eine Schiffsladung Affen, Papageien und verschiedener anderer lebendiger Wunderthiere versprechen.

Auf diese und andere Weise ward sie fortwährend an die unglückliche Vergangenheit und ihren Antheil an derselben erinnert, indem ihr die verderblichen Wirkungen derselben auf Andere vor Augen geführt wurden. Der

arme Reginald mußte nun wieder als gemeiner Matrose zur See gehen, was sicherlich nicht geschehen wäre, wenn die Mittel ihrer Aeltern nicht eine so plötzliche und bedeutende Verminderung erfahren hätten.

Mary liebte ihn von allen ihren Brüdern am meisten und sein Schicksal lag ihr schwer auf dem Herzen.

Dabei erfuhr sie, wie man sieht, von mehreren Seiten, daß ihr Gatte seinerseits, wie sonst, so auch noch jetzt, alles sehr leicht zu nehmen und sich keinen Kummer zu machen schien.

Dreizehntes Kapitel.

Die Zeit verging, aber Mary Godolphin ward anstatt kräftiger immer schwächer. Mr. Snow konnte nicht mehr thun, als er bereits gethan. Er sendete ihr immer noch stärkende Arzneien und besuchte sie dann und wann, mehr als Freund denn als Arzt. Ihre Krankheit sei mehr eine Krankheit des Gemüths als des Körpers, dachte er, und nur die Zeit könne sie heilen.

Mary's Zustand war aber ein weit schlimmerer, als Mr. Snow oder sonst Jemand glaubte.

Sie hatte immer so zart und schwächlich ausgesehen, daß ihr abgezehrtes Gesicht und ihre Niedergeschlagenheit weniger Aufmerksamkeit erregten, als dies bei einer Person von rüstigerer Körperbeschaffenheit der Fall gewesen wäre. Niemand dachte an die Möglichkeit einer Gefahr. Margery's Meinung: „Meine Herrin bedarf blos des Aufrüttelns", gewann allgemeine Geltung und es lag vielleicht wirklich etwas Wahres darin.

Vom Ausgehen in die freie Luft war jetzt bei Mary keine Rede mehr. Sie war es wirklich nicht mehr im

Stande. Stundenlang pflegte sie auf ihrem Sopha zu liegen und ihr Töchterchen in den Armen zu halten.

Meta ihrerseits schien ein ganz anderes Wesen geworden zu sein. Anstatt unaufhörlich herumzuspringen und allerhand muthwillige Streiche auszuführen, schmiegte sie sich jetzt am liebsten an die Brust ihrer Mutter und lauschte den Worten, welche diese ihr zuflüsterte, als ob sie ahnte, daß sie nicht lange mehr eine Mutter haben würde.

Der Leser darf nicht glauben, daß Mary in ihrer ganzen Tagesordnung die Lebensweise einer Kranken befolgt habe. Des Morgens war sie schon vor dem Frühstück auf. Sie ging nicht eher als bis zur gewohnten Nachtstunde zu Bett und setzte sich mit Meta zu den gewohnten Mahlzeiten nieder.

Jetzt ist sie vom Frühstückstische aufgestanden. Der Morgen ist schön und für den Spätherbst durchaus nicht kalt. Margery hat das Frühstücksgeschirr abgeräumt und Meta gesagt, daß sie, sobald Mama mit ihr gebetet habe, in den Garten hinausgehen könne, um zu spielen.

Als Mary jedoch, nachdem sie ihrer Kleinen eine biblische Geschichte vorgelesen, sich aufs Sopha legte, schien Meta alle Lust zum Spielen verloren zu haben. Sie legte sich neben ihre Mama, küßte ihr das immer noch so schöne sanfte Antlitz und begann mit ihr zu plaudern.

Es war ein herrlicher Tag; die Sonne schien auf die wenigen späten Blumen herab und der Himmel war blau und hell.

„Hörtest Du nicht, daß Margery sagte, Du könntest

in den Garten hinausgehen und spielen, liebes Kind? Sieh nur, wie schön es ist!"

„Ich habe nichts, womit ich spielen könnte", entgegnete Meta.

„O, es sind ja eine Menge Dinge da — Dein Sprungreifen, Dein Kreisel und —"

„Ach, damit mag ich nicht mehr spielen", unterbrach Meta ihre Mutter. „Ich wollte, Du, Mama, gingst mit mir hinaus und spieltest ein wenig mit mir."

„Ich kann nicht mit Dir herumspringen, liebes Kind. Meine schwachen Kräfte erlauben mir es nicht."

„Aber wann wirst Du wieder stark sein? Wie lange wird es noch dauern, ehe Du wieder gesund wirst?"

Mary gab keine Antwort. Sie heftete die Augen auf den schönen Sonnenschein draußen und hielt die Kleine mit ihren Armen umschlungen.

„Meine gute Meta", hob sie nach einer Weile an, „ich weiß nicht, ob ich jemals wieder gesund werde. Ich beginne allmälig zu glauben, daß ich niemals wieder mit Dir spazieren gehen werde."

Meta sagte nichts. Sie schaute ebenfalls hinaus und stierte gerade hinauf in den blauen Himmel.

„Liebe Meta", hob Mary leise wieder an, „Du hattest einmal zwei kleine Schwestern, und als sie starben, weinte ich, bin aber nun froh, daß sie nicht mehr leben. Sie wohnen jetzt im Himmel."

Meta schaute noch aufmerksamer in die Höhe und zeigte mit dem Finger.

„Da oben in dem blauen Himmel?" fragte sie.

„Ja, oben im Himmel. Meta, ich glaube, ich werde

bald bei Deinen Schwestern sein. Sie wohnen in einer bessern Welt, als die unserige ist."

„Nimmst Du mich da auch mit?" rief Meta begierig.

Mary drückte sich die Hand auf die Brust, um das Gefühl zu beschwichtigen, welches sich in ihr regte.

„Ach Meta, wenn ich Dich mitnehmen könnte!" flüsterte sie, indem sie die Kleine fest an sich drückte. Die Trennung, welcher Mary entgegenzusehen begonnen, war ein furchtbarer Gedanke.

„Aber Du wirst mich doch nicht allein dalassen?" rief Meta erschrocken. „Wer soll dann für mich sorgen, Mama? Du willst doch nicht etwa sterben?"

Meta brach in Thränen aus und Mary weinte mit ihr.

O Leser, weißt Du, was diese Trennung zwischen Mutter und Kind zu bedeuten hat? Ein Kind ins Grab betten, ist bitterer Schmerz, aber es der Welt preisgegeben wissen, dies ist eine Qual, welche jede andere übersteigt.

Mary drückte ihr Töchterchen fest an sich, als ob die bevorstehende Trennung dadurch abgewendet werden könnte. Die weiche runde Wange ruhte an der ihrigen und die goldenen Locken bedeckten sie.

„Es geschieht blos auf kurze Zeit, Meta", hob Mary wieder an. „Wenn ich auch vorangehe, so wirst Du —"

Mary schwieg, denn sie mußte erst ihre Gemüthsbewegung niederkämpfen.

„Es ist eine glücklichere Welt als diese, Meta", hob sie dann wieder an. „Dort gibt es keinen Schmerz, keine Krankheit, keinen Kummer. Diese Welt hienieden scheint nur aus Leiden zusammengesetzt zu sein, Meta. O Kind! Wenn Gottes Liebe uns nicht fortwährend im Geiste jene

andere zeigte, so könnten wir diese, wenn Ungemach kommt, nicht ertragen. Gott hat Deine kleinen Brüder und Schwestern zu sich genommen, und ich glaube, er wird nun dasselbe mit mir thun."

Meta umschlang ihre Mutter mit hastiger erschrockener Geberde und ihre kleinen Finger faßten krampfhaft die hagern Arme.

„Der Winter nahet heran, mein Kind, und die Bäume werden bald kahl sein", fuhr Mary fort. „Der Schnee wird die Erde bedecken und wir müssen uns in dichte Kleider hüllen, um nicht zu frieren. In jener andern Welt aber gibt es keinen Winter, keine Kälte, die uns erstarren läßt, aber auch keine schwüle Sommerhitze, die uns erschöpft. Es ist dort eine schöne, angenehme Welt, Meta, und Gott wird uns lieben."

Meta weinte still.

„Laß mich auch mitgehen, Mama", stammelte sie.

„In einer kleinen Weile, liebes Kind, wirst Du mir nachfolgen. Wenn Gott mich zuerst abruft, so ist es sein Wille", fuhr sie fort, indem sie ebenfalls zu schluchzen begann. „Ich werde ihn bitten, Dich in seine Obhut zu nehmen, wenn ich nicht mehr bin, und Dich später wieder mit mir zu vereinen. Ich bete stets zu ihm."

„Wer wird aber dann meine Mama sein?" rief Meta, indem sie bei diesem plötzlichen Gedanken rasch den Kopf emporhob.

Mary streichelte die Locken ihres Kindes und antwortete:

„In dieser Welt wirst Du dann keine Mama mehr haben, sondern nur Papa."

Meta schwieg eine Weile, dann sagte sie:

„Bringt er mich dann vielleicht nach London zu Mistreß Pain?"

Die furchtbare Erschütterung, welche diese einfachen Worte in Mary's Gemüth hervorriefen, läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Ihr Athem stand still, und dennoch pochte ihr Herz, als wollte es die Brust zersprengen.

„Warum fragst Du das?" sagte sie und ihre Thränen trockneten sofort.

Meta mußte erst ihre kindischen Gedanken sammeln, ehe sie sagen konnte, warum sie diese Frage gethan.

„Als Du krank im Bett lagst", hob sie dann an, „und Mistreß Pain mir jenen schönen Brief schickte, sagte sie darin, wenn Papa mich nach London bringen wollte, so wolle sie gern anstatt Deiner auf einige Zeit meine Mama sein."

Der Zauber war gebrochen. Die beglückenden Visionen von himmlischer Seligkeit und Liebe zerrannen. Mary lag schweigend da, und in der Stille des Morgens hörte man die Glocken der Allerseelenkirche ein feierliches Geläute anstimmen.

Meta klatschte in die Hände und richtete ihr jetzt von Munterkeit strahlendes Gesicht empor. In der Kindheit bedarf die Gemüthsstimmung keiner langen Zeit, um sich zu ändern, und Sonnenschein und Regen folgen sich auf dem Fuße.

„Hören Sie das Geläute, Mistreß Godolphin?" fragte Margery plötzlich zur Thür herein. „Miß Cecily wird heute mit Lord Averil vermählt. Möge ihr Leben so heiter sein wie dieser Tag. Ich sagte schon gestern, daß es heute

schön werden würde, denn ich bemerkte, daß der Wind sich gedreht hatte. Hochzeitsgeläut an einem nassen Tage klingt nicht gut, und es gibt dann allemal viel Zank in der Ehe. Da kommt ja Miß Rosa!"

In der That kam Rosa Hastings den Kiesweg herauf und nickte Meta schon von weitem zu.

Letztere rutschte sofort von dem Sopha herunter und eilte hinaus Rosa entgegen, während Mary sich ebenfalls in die Höhe richtete und sich bemühte, so wenig krank als möglich auszusehen.

„Ich komme, um Meta zu holen", sagte Rosa, als sie eintrat. „Mama glaubt, sie werde die Trauung gern mit ansehen wollen. Willst Du sie mitgehen lassen, Mary?"

Mary zögerte.

„In die Kirche, meinst Du?" fragte sie. „Wenn sie nun nicht artig wäre?"

„O, ich will ganz artig sein", rief Meta vor Freuden emporhüpfend. „Ich will ganz artig sein, Mama."

Sie ging mit Margery fort, um sich ankleiden zu lassen. Rosa wendete sich zu ihrer Schwester.

„Befindest Du Dich heute Morgen ziemlich wohl, Mary?" fragte sie.

„Ja, ziemlich wohl, Rosa. Großer Kräfte kann ich mich allerdings noch nicht rühmen."

„Ich wollte, Du begleitetest mich und Meta. Mama trug mir auf, zuzusehen, ob ich Dich mitbringen könnte. Wenn Du den heutigen Tag bei uns zubringst, so wird dies für Dich eine wohlthuende Abwechselung sein, und in die Kirche brauchst Du ja nicht mitzugehen."

„Ich getraue mich nicht fort von hier, Rosa. Ich

würde nicht im Stande sein, soweit zu gehen. Sage dies Mama und grüße sie herzlich von mir."

„Es wundert mich, Mary, daß man Dich nicht mit zu der Hochzeit eingeladen hat."

„Das wundert Dich, Rosa? Ich wäre ja gar nicht im Stande, einer solchen Feierlichkeit beizuwohnen, selbst wenn andere Umstände günstig gewesen wären. Cecily war gestern hier und brachte eine gute Stunde bei mir zu."

„Denke Dir aber nur, sie will sich im Hute trauen lassen!" rief Rosa entrüstet. „Im Hute und in einem grauen Kleid! Ich wundere mich, daß Lord Averil sich damit einverstanden erklärt hat. Das ist doch gar kein Brautstaat. — Ein Frühstück wird auch nicht gegeben, und Bessy Godolphin und Lord Averil's Schwester, die noch älter ist als Bessy, sind die Brautjungfern."

„Würde aber wohl eine glänzendere Hochzeit unter den obwaltenden Umständen angemessen sein?"

Rosa runzelte bei diesen Worten die Stirn, fuhr sich aber dann wieder mit der glättenden Hand darüber, denn sie bedachte, daß die Blicke ihrer Schwester auf sie gerichtet waren.

„Ich — ich", hob sie dann zögernd wieder an, „ich kann nicht einsehen, Mary, wie das, was geschehen ist, auf Cecily's und Lord Averil's Vermählung einen Schatten werfen kann."

„Aber bedenke doch Thomas Godolphin's Zustand!"

„Ja, Du hast Recht. Daran hatte ich nicht gedacht. Aber schrecklich bleibt es doch, ohne Kranz und Schleier und mit blos zwei bejahrten Brautjungfern vor den Altar treten zu müssen."

„Und von einem einzigen Geistlichen getraut zu werden“, setzte Mary lächelnd hinzu. „Glaubst Du, daß die Heirath gültig ist, Rosa?“

Rosa hätte große Lust gehabt, sich für diesen Scherz durch eine spitze Antwort abzufinden. Der Glanz und Pomp einer Vermählungsfeier war nach ihrer Meinung ein unumgänglich nothwendiger Bestandtheil derselben.

Es dauerte nicht lange, so kam Meta, fertig angekleidet, wieder hereingesprungen und konnte kaum warten, bis es fortging. Sie küßte ihre Mama hastig und flüchtig und ward ungeduldig, weil Rosa noch einige Worte mit ihrer Schwester sprach.

Mary sah ihr nach, wie sie mit funkelnden Augen lustig den Kiesweg hinabtanzte und ihr fröhliches Gelächter erschallen ließ.

„Sie hat ihre Thränen über die Trennung, die nun bald kommen muß, schon vergessen“, murmelte Mary. „Wie bald wird sie, wenn ich nicht mehr bin, auch mich vergessen!“

Sie lehnte sich mit dem Kopfe an das Fenstergesims, schaute träumerisch hinaus in den blauen Himmel und hörte ebenso träumerisch dem immer noch herübertönenden Geläute der Hochzeitsglocken zu.

Vierzehntes Kapitel.

Die Bewohner von Priors Ash lagen in den Fenstern und standen an den Thüren, um die äußern Zeichen von Cecily Godolphin's Vermählung zu sehen.

Es waren hierüber allerlei Gerüchte von der widersprechendsten Art in Umlauf gekommen, aber bis jetzt wußte man in dieser Beziehung weiter nichts Gewisses, als daß der Tag schön war und daß die Glocken läuteten.

Wie der Kirchendiener an diesem Tage die Thore frei erhielt, wußte nur er allein. Sein Stab ward weit mehr in Requisition gesetzt, als der Schaar von sich durch die Gitterstangen drängenden Nasen lieb war.

Als endlich die erste Equipage heranrollte, da erreichte die Aufregung unter den Gaffern eine bedenkliche Höhe.

Der erste Wagen, sagen wir! Es waren im Ganzen deren nur zwei.

Die schaulustige Menge sah sich bitter getäuscht und fragte sich, ebenso wie Rosa Hastings, was nur noch aus der Welt werden solle.

Der erste Wagen war mit vier Pferden bespannt. Die

Livrée der Kutscher und die Grafenkrone am Wagenschlage verkündeten, daß es Lord Averil's Equipage war.

Er saß mit Thomas Godolphin darin.

Der nächstfolgende Wagen gehörte Lady Godolphin und schien nur Damen zu enthalten, welche alle Hüte und bunte Kleider trugen.

Die erbitterten Gaffer, welche etwas ganz Anderes erwartet, fühlten sich fast versucht, in ein Hohngeschrei auszubrechen.

Als Lord Averil und sein Freund ausstiegen, ließ die um das Thor versammelte Menge wirklich ein Murmeln hören, aber es war nicht das der Erbitterung oder des Zorns. Es war vielmehr eine Kundgebung des Mitleids und der Theilnahme und ward durch Thomas Godolphin's Erscheinen hervorgerufen.

Es war jetzt einige Zeit her, daß Thomas Godolphin sich öffentlich gezeigt hatte, und die mit ihm seitdem vorgegangene Veränderung war eine wahrhaft ergreifende.

Er ging auf Lord Averil's Arm gestützt und hob den Hut, als er den rings umher leise gemurmelten Gruß vernahm, der, wie er wußte, nicht dem Lord, sondern ihm und seinem dahinschwindenden Leben galt.

Sein Haupt war, als er es vom Hut entblößte, fast gänzlich kahl, und die Verheerungen der Krankheit, welche ihn dem Grabe zuführte, malten sich in seinem abgezehrten Antlitz nur zu deutlich.

„Gott schütze ihn! Er steht schon mit einem Fuß im Grabe.“

Wer unter der Menge dies sagte, wußte Thomas Godolphin nicht, aber die Worte und der ungeschminkt theil-

nehmende Ton derselben schlugen deutlich an sein Ohr. Er ließ den Arm des Lords los, wendete sich zu der versammelten Menge und hob mit feierlicher Geberde die Hände empor.

„Gott segne Euch alle, meine Freunde", sagte er. „Ja, ich stehe in der That mit einem Fuße im Grabe. Sollte hier unter Euch Jemand sein, welcher durch mich zu Schaden und Verlust gekommen ist, so möge er es mir verzeihen. Absichtlich ist es nicht geschehen, und ich kann fast sagen, daß ich es mit meinem Leben büße. Möge Gott Euch alle segnen hier und dort!"

Mancher unter der erstaunten Menge brach in Schluchzen aus, und wäre Thomas Godolphin nicht sofort mit Lord Averil weitergeeilt, so wären diese neugierigen Zuschauer, von Ehrfurcht und Liebe übermannt, vielleicht gar auf die Kniee niedergefallen.

Der wohlehrwürdige Mr. Hastings stand in seinem Amtsgewande am Altar.

Auch er hatte sich verändert. Der sonst so kräftige gesunde Mann war jetzt grau geworden und sah schwächlich und abgezehrt aus. Er konnte den Schlag, der ihn getroffen, nicht vergessen. Obschon Geistlicher, konnte er sich doch nicht überwinden, Georg Godolphin zu verzeihen. Ja selbst Thomas konnte er es nicht vergeben, daß derselbe seinen Bruder und die Geschäfte der Bank im Allgemeinen nicht besser im Auge behalten, denn hätte er dies gethan, so wäre dieses Unglück vielleicht niemals hereingebrochen.

Jede Stunde des Tages erinnerte Mr. Hastings an seinen Verlust, theils durch die Unbequemlichkeiten und Einschränkungen, welche in seinem eigenen Hauswesen die

Folge davon waren, theils durch die Stellung seiner Tochter Mary. Georg Godolphin war nie ein Günstling von ihm gewesen, und vergebens hatte er sich bemüht, ihn lieb zu gewinnen.

Es war seltsam, daß, während so Viele Georg Godolphin's liebenswürdiger Persönlichkeit nicht widerstehen konnten, der Rector von Allerseelen und seine Tochter Grace sich stets fern von ihm gehalten und ihn mit Abneigung betrachtet hatten. War es vielleicht eine geheimnißvolle, freundlich warnende Ahnung des künftigen Unheils, welche sich in dem Herzen des Rectors geregt und ihn gemahnt hatte, seine Tochter Mary diesem Manne nicht zu geben?

Er hatte dieser innern Stimme kein Gehör geschenkt, er hatte seine Tochter dem Manne gegeben und war dann bemüht gewesen, Gefallen an ihm zu finden, aber dies war ihm nicht gelungen. Es wäre ihm auch nicht gelungen, selbst wenn dieser letzte Streich ihn nicht getroffen hätte.

Der Rector war ein Mann von strengem Urtheil, und das Gerücht erzählte von Georg zu vielerlei Geschichtchen, als daß er bei ihm jemals hätte Gnade finden können.

So stand er da und wartete auf das Brautpaar und dessen Gefolge. Einige Damen saßen in ihren Betstühlen und Rosa saß mit Meta auch da.

Aller Augen waren erwartungsvoll der Thür zugewendet, als aber die Gruppe eintrat, gab es nicht viel zu sehen.

Von wehenden Schleiern, wallendem Federschmuck und allem dergleichen Prunk war keine Spur zu bemerken, und wäre Rosa nicht schon darauf vorbereitet gewesen, so hätte

sie vielleicht ihrer Entrüstung durch einen lauten Aufschrei Ausdruck gegeben.

Lord Averil trat zuerst ein. Dann kam Cecily mit Thomas. Sie trug ein hellgraues Seidenkleid und einen schlichten weißen, inwendig mit Orangeblüten ausgeputzten Hut.

Miß Averil, die Tante des Bräutigams, und Bessy Godolphin folgten. Sie waren alt, wie Rosa meinte, ganz besonders in ihrer Eigenschaft als Brautjungfern. Ihre seidenen Kleider waren von dunklerem Grau und ihre weißen Hüte ohne Orangeblüten.

Dann kam Lady Godolphin, welche in ihrem citronenfarbenen schweren Brokatkleid alle überstrahlte.

War die Erinnerung an den letzten Trauungsact, den er hier für einen Godolphin vollzogen, der Grund, daß die Stimme des Rectors, als er die Formel las, so gedämpft klang?

Vor sieben Jahren hatte er auch hier gestanden, wie er jetzt hier stand, und Georg und Mary vor ihm. Wie waren die Hoffnungen, die er damals auf dieses von ihm eingesegnete Bündniß gesetzt, in Erfüllung gegangen? Hatte Georg wohl den damals geleisteten Schwur gehalten? Das war es, was jetzt die Gedanken des Rectors beschäftigte.

Die Ceremonie war vollzogen. Die Ringe waren gewechselt, das Trauungsprotokoll unterschrieben, und Lord Averil stand im Begriff, seine Braut aus der Kirche zu führen, als der Rector vor sie trat und ihre Hände ergriff.

„Ich bitte Gott, Sie in Ihrer Ehe glücklicher werden zu lassen, als manches andere Paar geworden ist“, sagte er.

„Es kommt hierbei viel auf Sie selbst an, Lord Averil. Behalten Sie Ihre Gattin lieb und bleiben Sie ihr treu."

Cecily traten die Thränen in die Augen, der Lord aber ergriff die Hand des Rectors und drückte sie.

„Ja, das werde ich, das werde ich", sagte er.

„Gestattet auch mir, meinen Segen über Euch beide zu sprechen", hob Thomas Godolphin in seinem ruhigen, gedämpften Tone an. „Es ist leicht möglich, daß Ihr mich bei Eurer Rückkunft nicht wiederfindet."

„O wir werden uns schon wiedersehen! Sie dürfen noch nicht sterben!" rief Lord Averil mit fieberhaftem Ausdruck. „Mein Freund, leiber möchte ich, natürlich Cecily ausgenommen, die ganze Welt missen als Sie."

Ihre Hände ruhten lange in einander und trennten sich dann. Bald, bald mußte Thomas seine Freunde im alleinigen Besitz von Ashlydyat lassen.

Der Kirchendiener ließ die Köpfe und Nasen der gaffenden Menge abermals Bekanntschaft mit seinem Stock machen, und es gelang dem Brautpaar nur mit Mühe, sich den Weg bis zum Reisewagen zu bahnen.

Lord Averil hob Cecily hinein, nahm dann an ihrer Seite Platz und verneigte sich freundlich dankend rechts und links, während der Wagen sich langsam in Bewegung setzte.

Erst als man freie Bahn gewonnen hatte, ließen die Postillone ihre Pferde in kurzen Galopp fallen, und Braut und Bräutigam entschwanden den Blicken der Nachschauenden.

Das Einsteigen der Damen in den andern Wagen machte mehr Umstände. Lady Godolphin brauchte volle

fünf Minuten, ihr Brokatkleid in angemessener Weise zu arrangiren, um Thomas Godolphin an ihrer Seite Platz nehmen zu lassen.

Der Lakai hielt den Wagenschlag geöffnet.

„Es ist gut", sagte Thomas; „ich komme nach."

„Du willst doch nicht etwa zu Fuße gehen?" sagte Bessy, sich zu ihm neigend.

Er lächelte sie an; er lächelte über die gänzliche Unmöglichkeit eines solchen Versuchs. Die Zeit, wo Thomas Godolphin den Weg bis Ashlydyat zu Fuße zurücklegen konnte, war für ihn auf immer vorüber.

„Eine Droschke wird mich hier abholen, Bessy", entgegnete er. „Ich habe noch einige Besuche zu machen."

Lady Godolphin's Wagen fuhr fort und Thomas ging in die Rectorei hinein.

Mistreß Hastings, die jetzt grau, erschöpft und zehn Jahr älter aussah als vor sechs Monaten, kam ihm entgegen, um ihn zu begrüßen, während inniges Mitleid in jedem Zuge ihres Gesichts geschrieben stand.

„Ich wollte Ihnen blos Lebewohl sagen", hob er an, indem er ihre Hände in den seinigen hielt. „Es wird sich keine Gelegenheit wieder dazu bieten. Wahrscheinlich werde ich Ashlydyat nun nicht wieder verlassen."

„Sie wollen mir Lebewohl sagen?" stammelte sie. „Ist es denn mit Ihnen schon —"

„Sehen Sie mich an!" entgegnete Thomas ruhig auf die an ihn gerichtete, nicht vollständig ausgesprochene Frage.

Plötzlich wurden die Sprechenden unterbrochen. Kleine trappelnde Füße und eine geschäftige kleine Zunge ließen sich

hören. Miß Meta hatte sich von Rosa losgerissen und kam allein hereingestürzt, während sie zugleich ihren Strohhut auf die Seite warf.

„Onkel Thomas! Onkel Thomas! Ich sah Dich in der Kirche, Onkel Thomas!"

Er setzte sich und nahm die Kleine auf das Knie.

„Ich sah Dich auch", antwortete er. „Was macht Mama? Eben stehe ich im Begriff, sie zu besuchen."

„Mama ist nicht wohl", antwortete die Kleine, den Kopf schüttelnd. „Sie weint sehr oft. Nur erst heute Morgen weinte sie, Onkel Thomas", fuhr Meta die Stimme senkend und langsam sprechend fort. „Mama sagt, sie werde nun bald im Himmel wohnen."

Es trat eine peinliche Pause ein.

Thomas unterbrach dieselbe, indem er, seine Hand auf die goldenen Locken der Kleinen legend, sprach:

„Dort werden wir alle einmal wohnen, Meta, ein wenig früher oder ein wenig später, wie Gott es will. Auf diesen Unterschied kommt nicht viel an."

Man plauderte noch einige Minuten und dann ging Thomas Godolphin hinaus, um in die Droschke zu steigen, welche ihn erwartete.

Bexley, welcher daneben stand, half ihm einsteigen.

„Zu Mistreß Georg Godolphin."

Der aufmerksame alte Diener — er war zwanzig Jahre älter als Thomas, aber was Gesundheit und Rüstigkeit betraf, weit jünger — führte seinen Herrn behutsam und vorsichtig den Kiesweg hinauf.

Mary sah vom Fenster aus die Beiden sich nähern. Sie wußte selbst nicht, wie es kam, aber sie fühlte sich

ganz außerordentlich unwohl und war kaum im Stande, sich zu einer sitzenden Stellung auf dem Sopha emporzurichten.

Thomas erschrak über die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, und dachte unwillkürlich an Meta's Worte: „Mama sagt, sie werde nun bald im Himmel wohnen.“

„Ich wollte Dir gern Lebewohl sagen, Mary“, hob er an, indem er sich einen Stuhl in die Nähe des Sophas zog. „Ich erwartete nicht, Dich so unwohl zu finden.“

Mary brach in Thränen aus, nicht blos in Folge der heute ganz ungewöhnlich tiefen Niedergebeugtheit ihres Gemüths, sondern auch über den Anblick seines bleichen, abgezehrten Gesichts.

„Die Prüfung, welche der Himmel uns aufgelegt hat, ist für uns zu schwer“, murmelte er, Mary's Hände noch fest in den seinen haltend. „Wir müssen aber dem Urheber unserer Leiden verzeihen, Mary. Er ist leichtsinnig, aber nicht vorsätzlich bös.“

„Nein, das ist er nicht“, flüsterte sie. „Er ist immer noch mein Gatte und Dein Bruder.“

Nach und nach beruhigten sich die Gemüther der beiden Dulder ein wenig.

Thomas machte seiner Schwägerin einige nähere Mittheilungen über den so eben stattgehabten Trauungsact, und Mary raffte sich aus ihrer Niedergeschlagenheit wenigstens insoweit empor, daß sie einige Fragen that.

„Weißt Du vielleicht, was Georg zu beginnen gedenkt?“ fragte Thomas plötzlich.

„Nein, aber ich möchte es gern wissen. Er spricht viel

von dem Versprechen, welches Lord Averil ihm gegeben, und sagt, er müsse sich umsehen, wo es mittlerweile vielleicht etwas für ihn zu thun gebe. Diese Ungewißheit beunruhigt mich sehr. Von nichts können wir nicht leben."

„Hat er Dir in der letzten Zeit Geld geschickt?" fragte Thomas zögernd.

Mary's Wangen färbten sich dunkelroth.

„Als er das letzte Mal hier war", sagte sie, „gab er mir zehn Pfund, und ich habe noch etwas davon."

Thomas stützte den Kopf nachdenklich auf die Hand.

„Ich möchte wissen, wo er das Geld hernimmt", murmelte er.

Mary schwieg. Hätte sie gesagt: „Ich glaube, Mr. Verrall unterstützt ihn", so würde sie Thomas dadurch vielleicht nur neuen Schmerz verursacht haben.

„Es ist sehr freundlich von Dir, daß Du mich besuchst", hob sie, um das Gespräch auf etwas Anderes zu bringen, wieder an. „Ich fühle mich hier manchmal sehr vereinsamt."

„Aber warum kommst Du nicht zuweilen nach Ashlydyat? Du weißt, daß wir uns freuen würden, Dich zu sehen."

Mary schüttelte den Kopf.

„Ich kann nicht ausgehen, Thomas. Die Kräfte fehlen mir", erwiderte sie.

„Aber Mary, Du solltest Deinem Kummer, Deiner Schwäche nicht so Raum geben", entgegnete Thomas. „Du bist jung; Du leidest nicht wie ich an einer unheilbaren Krankheit."

„Das weiß ich doch nicht", versetzte sie. „Manchmal

ist mir zu Muthe, als würde ich nie wieder gesund werden. Man hat mir so viel Vorwürfe gemacht, Thomas, die Leute haben mich so sehr geschmäht, als ob ich sie um ihr Geld gebracht hätte, und Du weißt, daß ich daran ebenso unschuldig war als sie selbst. Außerdem sind auch noch andere Dinge vorgekommen. Wenn — wenn —"

„Nun, so rede doch aus!" sagte Thomas, indem er sich zu ihr hinüberneigte.

Sie saß zurückgelehnt auf dem Sopha. Ihr schönes junges Gesicht war abgezehrt und farblos, und die zarten Hände ruhten wie völlig entkräftet gefaltet auf ihrem Knie.

„Wenn es mir nicht um Meta wäre, so wäre ich mit Freuden bereit, zu sterben."

„Still, still, Mary. Sage lieber, daß Du mit Freuden bereit bist, für sie zu leben. Georg kann auf die eine oder andere Weise wieder in bessere Verhältnisse kommen und Dir dann eine glückliche Häuslichkeit bereiten. Du bist jung, sage ich; Du darfst Dich von dieser Schwäche nicht übermannen lassen."

„Wenn ich nur alles bezahlen könnte, was wir schuldig sind! Ich meine unsere persönlichen Schulden", flüsterte sie, indem sie unwillkürlich dem vergeblichen Wunsche, der fortwährend in ihrem Herzen lebte, Ausdruck gab. „Papas neuntausend Pfund, die zehn Pfund der alten Bond, die Jekyls und die Handwerksleute."

„Ach, hätte ich nur bezahlen können", entgegnete Thomas mit vor Bewegung zitternder Stimme. „Dann ginge ich mit leichterem Herzen dem Grabe entgegen. Mary, bedenke, daß wir einen Gott haben, der alle unsere Leiden und Schmerzen sieht und kennt. Ohne mein Ver-

trauen auf ihn, hätten die Qualen meines Gemüthes mich längst schon getödtet. Seit einiger Zeit erscheint mir alles in einem wunderbar mildern Lichte. Es ist mir, als könnte ich all das Unheil, welches mit durch meine Verschuldung herbeigeführt worden, getrost ihm, dem Allerhöchsten, anheim geben und auf seine Gnade bauen, die endlich alles belohnen und versöhnen wird. Wir lernen ihn nie eher recht erkennen, als bis wir in Noth und Verzweiflung versenkt sind."

Mary bedeckte sich das Gesicht mit den Händen.

Thomas erhob sich.

„Du willst doch nicht schon fort?" rief sie.

„Ja, ich muß nun so schleunig als möglich nach Hause. Der heutige Morgen ist für mich ein sehr anstrengender gewesen, und ich fühle, daß meine Kräfte fast zu Ende sind. Leb wohl, Mary."

„Und werden wir uns nicht wiedersehen?" fragte sie, indem er ihre abgemagerten Hände in den seinen hielt und sie durch ihre Thränen hindurch zu ihm aufblickte.

„O ja, ich hoffe, wir werden uns wiedersehen, Mary, um dann ewig beisammen zu sein. Die Pforten des Jenseits öffnen sich mir, das Erdenleben tritt zurück. Leb wohl, Kind, leb wohl."

Als er die Zimmerthür öffnete, kam Bexley sofort auf ihn zu, um ihm wieder seinen Arm zu leihen.

Thomas fragte nach Margery. Er wollte auch ihr ein freundliches Wort des Abschieds sagen. Margery war aber ausgegangen.

Mary stand am Fenster und sah ihm mit ihren nassen Augen nach, während er, von Bexley unterstützt, den Kies-

weg hinabging, um wieder in die Droschke zu steigen. Der alte Mann schloß den Wagenschlag und nahm dann neben dem Kutscher Platz. Thomas schaute im Fortfahren aus dem Wagen heraus und lächelte Mary ein letztes Lebewohl zu, ein Lebewohl in der umfassendsten Bedeutung des Wortes. Es war der letzte Blick, das letzte Lächeln, welches Mary in diesem Leben von Thomas Godolphin empfangen sollte.

Ende des fünften Bandes.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Verlag von **Voigt & Günther** in Leipzig.

Hart Geld.

Roman

von

Charles Reade,

Verfasser von „It is vever tro lade to mend.“

Aus dem Englischen

von

Marie Scott.

Autorisirte Ausgabe.

5 Bände. Geheftet, Preis 3 Thlr. 10 Ngr.

Verloren und Gerettet.

Roman

von

Caroline Elisabeth Sarah Norton.

Aus dem Englischen

von

F. Seybold.

Autoristrte Ausgabe.

4 Bände. Geheftet, Preis 2 Thlr. 20 Ngr.



Verlag von Voigt & Günther in Leipzig.

Hart Geld.

Roman

von

Charles Reade,

Verfasser von „It is vever tro lade to mend.“

Aus dem Englischen

von

Marie Scott.

Autorisirte Ausgabe.

5 Bände. Geheftet, Preis 3 Thlr. 10 Ngr.

Verloren und Gerettet.

Roman

von

Caroline Elisabeth Sarah Norton.

Aus dem Englischen

von

F. Seybold.

Autoristrte Ausgabe.

4 Bände. Geheftet, Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wood, Henry

Der Schatten von Ashlydyat Roman

Bd.: 5. Band

Leipzig 1864

P.o.angl. 568 l-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10752497-8